

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

13. JAHRGANG
JAN.-MÄRZ 1984



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz,
Dr. E. Hannmann, Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Norbert Bongartz		
Alte Friedhöfe und Denkmalpflege		
Der Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof		1
Gerhard Fingerlin		
Grabungen des Landesdenkmalamtes in einer römischen Villa am Hochrhein (Grenzach, Gem. Grenzach-Wyhlen, Kreis Lör- rach)		6
Dietrich Lutz		
Grabungen und Überlegungen zur Instandsetzung des Lang- hauses der ehemaligen Klosterkirche Lobenfeld		10
Hubert Krins		
Rettung und Sanierung der Gebäudegruppe Nikolauskapelle, Steinhaus, „Gindele“ in Ulm		16
Erhard Schmidt		
Untersuchungen zur Baugeschichte der Nikolauskapelle auf dem Grünen Hof in Ulm		25
Elisabeth Erdmann		
Archäologische Schaufenster im Merdinger Rathaus		28
Wolfgang Kaiser		
Im Hochschwarzwald sterben nicht nur die Bäume		31
Kulturdenkmal sucht Liebhaber		33
Denkmalnotizen		33

Titelbild: Hoppenlau-Friedhof in Stuttgart. In einer Musterfläche des Friedhofes wurden 1982 die verschiedenen Arbeitsmethoden zur Sicherung der Grabdenkmäler angelegt. Die Schutzdächer im Hintergrund sollen die im Sommer getrockneten Grabsteine für die günstigste Bearbeitungszeit im Herbst vor Durchnässung bewahren.
Zum Beitrag Norbert Bongartz: Alte Friedhöfe und Denkmalpflege – Der Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof

Norbert Bongartz: Alte Friedhöfe und Denkmalpflege Der Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof

Friedhöfe, Plätze voller bewußt gesetzter Erinnerungsmale, sind Bereiche, in denen Erinnerungen und damit auch Geschichte in einem besonderen Maße gegenwärtig ist beziehungsweise aus der Sicht derjenigen, die Grabmale aufstellen, gegenwärtig bleiben soll. Wer die bei vielen festzustellende Scheu vor dem Besuch eines Friedhofs nicht kennt oder abgelegt hat, dem tut sich eine Welt von kulturgeschichtlich interessanten Zeugnissen und Beobachtungsmöglichkeiten auf.

Allein der Typ (ob Kirchhof, Reihengräberfeld, Parkfriedhof oder Waldfriedhof zum Beispiel), die Lage und Anlage eines Friedhofs, die innere Gliederung und Gestaltung, die Baulichkeiten lassen wertvolle Rückschlüsse auf die Entstehungszeit und die Entwicklung des jeweiligen Friedhofs zu. Allein die Friedhofsanlage kann daher bereits ein erhaltenswertes Kulturzeugnis im Sinne des Denkmalschutzgesetzes sein.

Gegenstand der Betrachtungen sind aber meist die Grabmäler selbst. Von hohem historischem Wert sind in der Regel die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Grabplatten und Monumente, die nur noch vereinzelt erhalten sind.

Die meisten der vor der Gründerzeit entstandenen Grabmäler stehen also bereits im denkmalpflegerischen Interessen- und Tätigkeitsfeld. Angesichts der erdrückenden Menge jüngerer Erinnerungsmale sind die alten Friedhöfe, was die systematische Betreuung erhaltenswürdiger Gräber angeht, derzeit noch Stiefkinder der Denkmalpflege in unserem Land, die sich heute lediglich für Grabmäler in historischen Friedhöfen engagiert, welche bereits vor langer Zeit aufgelassen wurden und als „Denkmal-Friedhöfe“ allenthalben akzeptiert werden.

Wenn alte Friedhöfe noch belegt werden

Denkmalpflege in Friedhöfen, die heute noch belegt werden und – bei konstanter Nutzung – einem ständigen Wandel des Grabmalbestandes unterworfen sind, wäre eine so arbeitsintensive Aufgabe für die fachlichen Betreuer des Landesdenkmalamtes (die Stadt Köln beschäftigt beispielsweise für die alten Friedhöfe einen hauptamtlichen Denkmalpfleger!), daß sie bislang kaum wahrgenommen wird. In der Regel ist daher auch eine Erfassung der erhaltenswerten Friedhöfe und Grabmale bisher unterblieben.

Bei heute noch belegten älteren Friedhöfen wäre die Zielvorstellung der Denkmalpflege die Erhaltung ihrer Anlage und ihrer gärtnerischen Charakteristik, die Erhaltung wertvoller Einzelgräber bzw. Grabmale und die Verteidigung des oft zahlenmäßig kümmerlich werdenden Bestandes an älteren Grabmälern in ihrer For-

men- und Symbolvielfalt sowie ihrem handwerklichen wie künstlerischen Wert – zur Sicherung wenigstens eines „historischen Bodenschatzes“ alter Grabmäler.

Wo aus denkmalpflegerischer Forderung heraus Grabmäler erhalten werden sollen und nach Auflassung der Grabstelle die private Grabpflege weggefallen ist, dort wäre es überlegenswert, so wie in Köln (Friedhof Melaten) geschehen, in der Bürgerschaft Patenschaften von alten Gräbern und Grabsteinen zu vergeben. Zusammen mit der Verpflichtung der Erhaltung eines alten Grabmals wird dort das Recht einer Neubelegung des Grabes mit einfacher Liegeplatte oder bescheidener zusätzlicher Inschrift auf dem Sockel des alten Grabmals eingeräumt. Man hat hiermit sehr gute Erfahrungen machen können. Zweihundert Patenschaften sind bereits vergeben worden!

1 IMPRÄGNIERUNG eines verwitterten Grabsteines mit Festigungs- und Hydrophobierungsmitteln.



In Schwäbisch Gmünd hat man zu einem anderen Verfahren gefunden. Auf dem städtischen Friedhof wurden erhaltenswerte alte Grabmäler mit dem Landesdenkmalamt zusammen vor vielen Jahren erfaßt. Nach Ablauf der Belegungszeit werden diese Grabmäler in die unbelegte Mitte des jeweiligen Grabmalfeldes umgesetzt, wo sie – wenngleich an neuer Stelle – das Bild des Friedhofs weiter mitbestimmen. Die Durchsetzung eines alten Friedhofs mit alten Grabmälern ist der andernorts bereits durchgeführten Praxis, diese alten Grabmäler an einer Stelle des Friedhofs zusammenzugruppieren, vorzuziehen. Statt die Geschichte auf ein bilderbuchähnliches Abstellgleis zu schieben, sollte sie besser im Bezug zum Heute erhalten bleiben.

Wenn alte Friedhöfe nicht mehr belegt werden

Die Fragen, die sich bei der Erhaltung bereits aufgelassener, ab irgendeinem Zeitpunkt nicht mehr belegter, bereits „historischer“ Friedhöfe stellen, sind ganz andere.

Am Beispiel des 1880 aufgelassenen Hoppenlau-Friedhofs in Stuttgart, welcher nur in Steinwurfweite von der Liederhalle liegt, können diese andersartigen Probleme im einzelnen studiert werden.

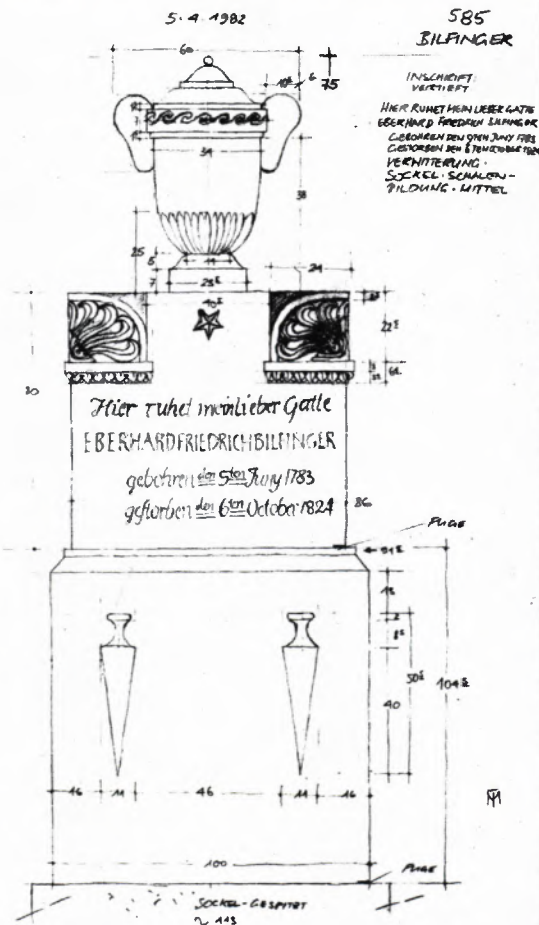
Das Beieinander alter Bäume und alter Grabmale, die eine fast biedermeierliche Bescheidenheit ausstrahlen, ohne die für andere alte Friedhöfe typischen Prunkgräber der Gründerzeit, führt zu einer Beschaulichkeit, die den Besucher dieses historischen Begräbnisplatzes für ihn einnehmen.

Dem stadthistorisch Interessierten begegnen hier über 250 Jahre Familien- und Stadtgeschichte, von denen die letzten 100 Jahre des bis 1880 belegten Friedhofs vorrangig mit zumeist klassizistischen Grabmalen augenfällig werden. Der Kunstgeschichtler kann an ihnen die unterschiedlichen Grabmaltypen und deren Ikonologie studieren, die eine überwiegend protestantische Bevölkerung als Erinnerungsmale ihrer Toten schuf.

Der Hoppenlau-Friedhof wurde 1626 als Gräberfeld mit Reihengräbern auf einem Wiesenstück (vielleicht ein Obstgarten) vor den Toren der damaligen Stadt angelegt. Die Friedhofsfläche wurde 1749 und 1840 erweitert; 1824 wurde auch ein israelitischer Friedhof eingerichtet, dessen Grabmale sich nicht wesentlich von denen der Christen unterscheiden. Heute umfaßt der Friedhof eine Fläche von 2,8 Hektar. Es befinden sich hier heute noch ca. 1600 alte Grabmale, davon 245 israelitische. Das bedeutet eine durchschnittliche Denkmaldichte von knapp sechs Grabmalen auf der Fläche von einem Ar – für einen vor bereits über 100 Jahren aufgelassenen Friedhof sicher ein vergleichsweise hoher Wert.

Die meisten Grabmale wurden als Stelen aus dem rings um Stuttgart an den Hängen gebrochenen feinen grünlichen Schilfsandstein gearbeitet. Eine Gruppe von Grabmalen trägt gußeiserne Kreuze. Liegeplatten bilden eine größere, weniger auffällige Gruppe. Andere Steinsorten wie roter Sandstein, Kalkstein oder Marmor sind ausgesprochen selten vertreten. Diese Tatsa-

2 DOKUMENTATION des Zustandes und Karteiblatt der Bearbeitung eines klassizistischen Grabmales (Abb. 3).



Lfd. Nr.	Friedhof	Material	Typus	Abwettert	Inventar-Nr.	Bestand	Farbe	Name	Inschrift	Material	Vermerk	Schaltentwurf	Auftrag
585	HOPPENLAU	GRAUER SANDSTEIN	MONUMENTALER GRAB-PFEILER M. STEINURNE	4	7	3	BILFINGER	HIER RUHET MEIN LIEBER GATTE EBERHARD FRIEDRICH BILFINGER GEBORNEN DEN 9TEN JUNY 1783 GESTORBEN DEN 6TEN OKTOBER 1824	<input checked="" type="checkbox"/> Steinhaut <input type="checkbox"/> Eisenblech <input type="checkbox"/> Bronzeblech <input type="checkbox"/> Kupferblech <input type="checkbox"/> Zinnblech <input type="checkbox"/> Blech <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan <input type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan	<input checked="" type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan	<input checked="" type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan	<input checked="" type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan	<input checked="" type="checkbox"/> Stein <input type="checkbox"/> Holz <input type="checkbox"/> Metall <input type="checkbox"/> Glas <input type="checkbox"/> Keramik <input type="checkbox"/> Porzellan

che erklärt den einheitlichen Charakter der Grabmale trotz der Verschiedenheit ihrer Formen und Darstellungen.

Zur Geschichte des Hoppenlau-Friedhofs

Der Friedhof wurde von der Erweiterung der Stadt im 19. Jahrhundert eingeholt und nach 1850 in seinen Ausdehnungsmöglichkeiten so eingeschnürt, daß ab 1880 der wesentlich größere Pragfriedhof im Nordosten der Stadt als Ersatz eröffnet werden mußte.

Nach seiner Auflassung blieb der Hoppenlau-Friedhof mehrere Jahrzehnte hindurch pietätvoll erhalten. Offenbar wurde die private Grabpflege über längere Zeit fortgesetzt. Die kleine Friedhofskapelle wurde vor 1900 abgetragen und auf den Bergfriedhof versetzt, wo sie wohl im 2. Weltkrieg untergegangen ist.

Die ersten Gefährdungen des alten Friedhofs beginnen schon 1912: Der geplante Bau einer seitens der benachbarten Firma Robert Bosch geforderten Straße durch den Friedhof unterblieb nach mehreren „Unmutskundgebungen“ aus der Bevölkerung.

Ins Blickfeld der Denkmalpflege kam der Friedhof 1925, als ein Vertreter der Denkmalbehörde in eine Kommission von Fachleuten berufen wurde, die zur Verteidigung des Friedhofs im gleichen Jahr gebildet worden war. Diese Kommission, in der auch Historiker, Gartenbau- und Friedhofsbeamte sowie Vertreter des Schwäbischen Heimatbundes saßen, erarbeitete fünf Jahre später unter Federführung der Denkmalpflege ein Pflegeprogramm für den Friedhof, das im wesentlichen folgende Punkte enthielt:

1. Entfernung überflüssiger Gesträucher und Bäume und Schaffung kleinerer Freiflächen,
2. Erhaltung und Pflege von gesunden oder wertvollen Bäumen,
3. Entfernung unnötiger und beschädigter Grabeinfassungen aus Eisen und Stein. (Das bedeutet, daß Grabeinfassungen noch 50 Jahre nach Auflassung des Friedhofs in großer Zahl existierten!),
4. Erhaltung der künstlerisch oder geschichtlich wertvollen Grabdenkmale, sofern das noch möglich sei. (Der skeptische Unterton belegt, daß auch damals schon deutliche Verwitterungen sichtbar gewesen sein müssen.)

Die Denkmalpflege ergänzte diesen Vier-Punkte-Katalog mit der Bemerkung: „Bei der Pflege des Hoppenlau-Friedhofs soll namentlich auch die Anpassung an die Zwecke der Erholung der Stuttgarter Bevölkerung, auch der Aufenthalt von Kindern, Alten und Kranken noch planmäßiger durchgeführt werden.“ Die Stadt beauftragte nach diesem Arbeitspapier zwei Kommissionen, eine Grünplanungs- und eine Grabmalkommission, mit der Detailplanung einer sparsamen Instandsetzung des Friedhofs, die offenbar 1932 in Angriff genommen wurde. Sichtbare Zeugnisse der Arbeiten dieser Instandsetzung sind im Friedhof heute nicht mehr feststellbar, was nicht als schlechtes Zeichen gewertet werden muß. Es ist aber anzunehmen, daß 1932 etwa 50% der verbliebenen Grabeinfassungen entfernt wurden und sich der Friedhof damit einen großen Schritt in Richtung eines öffentlichen Parks weiterentwickelte. Auf kritische Stimmen aus der Bevölkerung, die den Friedhof so belassen wissen wollten, wie er damals war – vermutlich halb verwildert –, entgegnete der zuständige Denkmal-

pfleger 1932, daß nichts zu tun, gefährlicher sei für den Friedhof als ein Auslichten des Bewuchses, Reparaturen und das Aufstellen von Bänken.

Im 2. Weltkrieg wurden die benachbarten Wohnquartiere im Stuttgarter Westen und die unmittelbar benachbarte Fabrik von Robert Bosch schwer getroffen. Es grenzt an ein Wunder, daß der Friedhof den Bombenhagel vergleichsweise gut überstand, wenngleich seine Bäume größtenteils verstümmelt wurden. Größerer Schaden drohte jedoch durch die Aufräumungsarbeiten: Etwa ein Drittel des Friedhofes sollte zur Zwischenlagerung von Trümmerschutt ca. 2 m hoch aufgefüllt werden. Eine Auffüllung konnte von seiten der Denkmalpflege nicht ganz verhindert, sondern auf einen schmalen Streifen entlang der rückwärtigen Rosenbergstraße reduziert werden. Ein engagierter Friedhofsbeamter, der später zum Stadtarchiv überwechselte, nahm sich des Friedhofs 1952 an und erarbeitete ein Grabmal-Inventar mit genealogischen Hinweisen auf die Bestatteten, das eine unerläßliche Voraussetzung war für die spätere wissenschaftliche Bearbeitung der Grabmale, aber auch für die Arbeit der Denkmalpflege. Ausgangspunkt seines Vorhabens waren neue, für den Friedhof substanzbedrohende Planungen: Bosch plante 60 an den Friedhof angrenzende Garagen, gegenüber entstand ein fünfzehnstöckiges Dozenten-Wohnhochhaus der Universität, welches zwar nur einen vergleichsweise geringen Flächeneingriff von ca. 1 Ar in den Friedhof bedeutete. Bei den Ausschachtungsarbeiten wurden jedoch Massengräber von Pesttoten des 17. Jahrhunderts angeschnitten. Man hatte alle Mühe, das nicht publik werden zu lassen . . . Skepsis bestand auch gegenüber der Ankündigung, der Friedhof werde hergerichtet. Die Württembergische Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege sah sich zu der Formulierung veranlaßt: „Soweit sich der Erholungszweck mit der Würde der Stätte vereinigen läßt, kann ihm Rechnung getragen werden, jedoch ohne daß aus dem Friedhof eine öffentliche Anlage gemacht wird und Menschenmassen sich darin aufhalten können.“ Im Zuge der Aufräumungsarbeiten wurden 1954 auch die Schuttauuffüllungen von 1945 wieder entfernt und die zur Seite verlagerten alten Grabmale wieder an ihre ursprüngliche Stelle versetzt.

Der größte Eingriff in den Hoppenlau-Friedhof geschah aber 1960/61, als eine von seiten der Stadt im Rahmen der Bundesgartenschau, die auf dem Killesberg stattfinden sollte, initiierte Sonderschau „Friedhof und Grabmal“ im Hoppenlau-Friedhof vorbereitet wurde. Ein Ideen-Wettbewerb 1957 sah vor, den alten Friedhof durch den Kontrast zu neuer Grabmalkunst zu beleben bzw. „aufzuwerten“. Es fehlte nicht an warnenden Gegenstimmen und 1958 stellte der Schwäbische Heimatbund einen Antrag auf Unterschutzstellung. Doch erst drei Jahre nach Ablauf der Bundesgartenschau kam 1964 das Eintragungsverfahren zum Abschluß mit der Eintragung von 560 Grabmalen, etwa eines Drittels des Bestandes, in das Denkmalsbuch.

Für die geplante Sonderschau bedeutete dies eine weitgehend ungestörte Planung: Auf 1 Hektar Fläche, einem guten Drittel des Friedhofs, wurden alte Grabmale zur Schaffung größerer Freiräume versetzt und so gruppiert, daß zwischen den Gruppen alter Grabmale neue Grabmalfelder mit insgesamt 250 Stelen entstehen sollten. Im verbleibenden alten Teil des Friedhofs wurden die Friedhofsmauern in großen Teilen erneuert und die



3 KLASSIZISTISCHES Grabmal (siehe Dokumentation Abb. 2), Zustand um 1910.

letzten Grabeinfassungen entfernt: Der Friedhof wurde damit zum öffentlichen Park mit Grabmalen. Gleichzeitig erhielt der Friedhof ein neues Wegesystem mit platzähnlichen, für Bürgerparks dieser Zeit typischen Erweiterungen. Ein Sandkasten (möglicherweise stammt dieser schon von 1954) in der Nähe des Grabes von C. F. D. Schubart stört zwar nicht das Erscheinungsbild, jedoch den Charakter des Friedhofs, wohingegen bewegliche Bänke, zufällig gestreut, den beschaulichen Charakter des Friedhofs kaum stören. Eine kleine Sammlung historischer Glocken, die den Einschmelzungen für die Rüstungsindustrie entgangen waren, ist zu einer reizvollen Ergänzung des Friedhofs geworden. Die größeren, von Grabmalen leereräumten Freiflächen erscheinen zwar aus der Perspektive der Parkgestaltung als angenehmer Ausgleich zu den alten verdichteten Friedhofsteilen, sie stören aber den Charakter des im Laufe der Zeit mit Bäumen überwachsenen alten Gräberfelds. Wäre die Sonderschau in einer klar abgegrenzten Teilfläche neben den alten Friedhofsteilen inszeniert worden, bestünde heute weit weniger Anlaß zur Kritik seitens der Denkmalpflege. Die Verfälschung des alten Friedhofs entstand vor allem durch die zu enge Verflechtung von alt und neu. Aus der Sicht der Denkmalpflege bestehen heute nach 22 Jahren Zweifel daran, ob dieser Sonderschau für den historischen Hoppenlau-Friedhof noch eine wesentliche Bedeutung zugesprochen werden kann.

Weit heikler als die Verteidigung eines alten Friedhofs nach außen, also gegen Überbauung, Zerstückelung oder sonstige räumliche Eingrenzungen, ist die dauernde Fürsorge. Der optimale Erhaltungszustand eines historischen Friedhofs wäre wohl die auf Dauer fixierbare Momentaufnahme des Zeitpunktes seiner Auflassung (in unserem Beispiel der Zustand von 1880). Der Besucher müßte den Eindruck haben, als ob gestern noch die letzte Bestattung stattgefunden habe. Die Gräber würden weiter von den Familien gepflegt; das Abräumen von Gräbern wäre untersagt. Die Kommune würde die Friedhofsgebäude (falls vorhanden) weiter nutzen und die übrige Friedhofspflege wie bisher besor-

gen. Dieser Idealzustand ist eine Fiktion, denn gewisse Veränderungen sind gar nicht aufzuhalten. Die private Grabpflege läßt bekanntlich nach einer Generation bereits stark nach. Spätestens nach zwei Generationen sind die Gräber verwildert – so war es auch in Stuttgart. Selbst wenn von seiten der Denkmalpflege weitere Grabpflege gefordert würde, weil nicht nur das Grabdenkmal erhaltungswürdig ist, wäre diese Forderung auf die Dauer nicht durchsetzbar. Würde diese Aufgabe der Kommune zufallen, wäre eine Grabpflege durch die öffentliche Hand nur bei einer überschaubaren Gruppe von Gräbern zumutbar. Im Hoppenlau-Friedhof wird als einziges noch erhaltenes Grab die Grabstelle des Dichters Gustav Schwab durch das Friedhofsamt gepflegt.

Die Erhaltung eines Friedhofs im Zustand seiner Auffassung aus Gründen des Denkmalschutzes ist auch aus dem Grund eine Fiktion, weil die Erhaltungswürdigkeit eines Objektes als Kulturdenkmal in der Regel erst nach ein bis zwei Generationen erkannt wird: So waren es auch keine Denkmalpfleger, sondern ein Heimatbund und Naturschützer nebst historisch interessierten Bürgern, die sich als erste für den Hoppenlau-Friedhof einsetzten.

Mit dem Moment der Entfernung von Grabeinfassungen und der Anpflanzung von „Gemeinschaftsgras“ hat der Friedhof viel von seinem dokumentarischen Wert verloren und sich zum Park mit Grabmalskulptur auf historischem Boden weiterentwickelt. Auch wenn aus der Sicht eines Denkmalpflegers mit der Verwischung der Grabstellen zu stark aufgeräumt worden ist, hat die Denkmalpflege diesen Zustand jetzt notgedrungen zu tolerieren und in diesem reduzierten Zustand zu verteidigen. Nach seiner Umwandlung in eine öffentliche Grünanlage gerät der Friedhof aber in eine labile Phase. Er läuft Gefahr, als Grünzone mit dekorativen Grabmalen uminterpretiert zu werden, bei deren malerischer Wirkung auch etwas nachgeholfen werden kann, indem man z. B. einzelne Grabsteine mit dem Efeu des Romantikers überwachsen läßt, nicht gerade zu deren Vorteil.

In seiner willkommenen Nachbarschaft zu einem geplanten Kongreßzentrum bietet sich der alte Friedhof als räumliche und funktionelle Erweiterung des Kongreßzentrums dem Stadt- und Grünraumplaner geradezu an. Um so größer dessen Verwunderung, als von seiten der Denkmalpfleger schwere Bedenken gegen ein solches Ansinnen vorgetragen wurden. Es erschien schon schwerwiegend genug, daß nahezu in Angrenzung zum Friedhof auf etwa 50 m Länge ein bis zu achtstöckiger, über 20 m hoher Hotelbau entstehen soll, der über eine Verschattung hinaus eine erhebliche Einschränkung des Freiraums um den Friedhof bedeuten würde. Unmittelbare Zugänge zwischen Kongreßzentrum bzw. Hotel zum Friedhof lehnt die Denkmalpflege aber ab. Der Friedhof soll motivierten Einzelbesuchern vorbehalten bleiben, selbst wenn sie in Gruppen das gleiche Ziel einer ruhigen Erholungspause anstreben, nicht aber einem institutionalisierten Pausenbetrieb. Sie kann sich dabei die von bedeutenden Grünraumplanern unserer Zeit vertretene Überzeugung zu eigen machen, daß gerade die Unterschiedlichkeit ihrer Nutzungsmöglichkeiten – hier die intensive, dort die stille Nutzung – den Reiz der verschiedenen Grünflächen einer Stadt ausmachen und wie zwei Seiten einer Münze zusammengehören. Die nicht unwichtigste Forderung

der Denkmalpflege: Der historische Friedhof muß abends verschließbar bleiben!

Heute lebt die Denkmalpflege im Fall des Hoppenlau-Friedhofs mit der Hypothek des Eingriffs von 1960/61, den sie aus der Perspektive des historischen Begräbnisplatzes negativ bewertet. Um es frei nach Morgenstern auszudrücken: „Sagen wir es laut, daß ihm unsere Sympathie gehört, doch nicht an dieser Stelle, wo er stört.“ Ferner setzt sich die Denkmalpflege, erstmals initiativ, für die Erhaltung der in beängstigendem Maße zerfallenden Grabmäler ein, und zwar nicht mehr mit dem Blick auf die seinerzeit erfaßten 560, sondern auf alle 1600 Grabmäler. Die Stadt zieht mit und hat unter der Perspektive eines mehrjährigen Konservierungsprogramms in diesem Herbst (1982) in Übereinkunft mit der Denkmalpflege ein Arbeitsmuster auf einer Teilfläche des Friedhofs durchgeführt. Wir stimmen mit der Stadt darin überein, daß Konservierung Vorrang vor Restaurierung haben soll. Zunächst wird jeder Grabstein gezeichnet; auf der Zeichnung werden Schadenspartien einschraffiert und beschrieben. Auf einem Karteiblatt wird der Text der Inschriften, soweit noch bekannt, vollständig wiedergegeben, die geplanten Arbeiten und – was uns besonders wichtig ist – der Rapport über die ausgeführten Arbeiten mit Daten und Materialangaben verzeichnet. Fotos runden die Erfassungen ab. Die Arbeitspalette reicht von Hydrophobierung der angegriffenen Grabsteine zur Härtung und Hydrophobierung starker Verwitterungen; sie schließt die Isolierung von Steinen gegen Bodenfeuchtigkeit ein, die in dieser Hinsicht Schäden zeigen. Einige kleinere, wertvolle Bildhauerteile sollen vorrangig in einer Vakuumkammer mit Acrylharz vollgetränkt werden. Steinmetzergänzungen sollen vorrangig zur Vervollständigung von Oberseiten oder Tropfkanten dienen. Die Konservierung hat sich also zum Ziel gesetzt, den progressiven Verfall abzubremsen – ihn stoppen zu wollen, wäre eine naive Hoffnung.

Augenblicklich macht sich das Friedhofsamt Gedanken darüber, ob nicht eine teilweise Wiederbelegung des alten Friedhofs möglich wäre. Im Falle von bescheidenen Urnenbestattungen mit einfachen Liegeplatten, in Kolumbarien, die im Randbereich des Friedhofs neu gebaut würden, anonym in Sammelgräbern oder nach dem Kölner Patenschaftsmodell, könnte bei Schonung der alten Grabmäler in Substanz und Erscheinungsbild der Friedhof wieder in seiner ursprünglichen Nutzungsart reaktiviert werden.

Beim israelitischen Teil des Friedhofs wird man sich auf chemische Tränkung der Steine je nach Schadenssituation beschränken. Eine Instandsetzung der Grabsteine steht im Widerspruch zu den Vorstellungen der israelitischen Religionsgemeinschaft, die eine Grabpflege, wie sie hierzulande üblich ist, nicht kennt.

Zum Anlaß des 300jährigen Jubiläums des Hoppenlau-



4 MOBILE SITZBÄNKE und Stühle für die individuelle Rast erlauben den Verzicht auf sonstige Freizeiteinrichtungen.

Friedhofs 1926 wurden im Schwäbischen Tagblatt folgende Sätze abgedruckt: „Die meisten unserer alltagsgehetzten Mitbürger wissen diese Stätte des Friedens, die man ihnen inmitten der Großstadtsteinwüste bewahrt hat, nicht zu schätzen, weil sie sie nicht kennen, weil ihnen immer erst in Zeiten, da diese grüne Insel von der zerstörenden Gier der Entwicklung bedroht war, der Wert und die wunderbare Poesie dieses Ortes zum Bewußtsein kam.“ Nach der historischen Würdigung des Friedhofs schließt der Zeitungsmann mit der Feststellung: „Vielleicht ist es nicht mehr vonnöten, besonders hervorzuheben, was man an einem so schönen Fleckchen grüner Erde besitzt: dann wird man wohl von selbst erkennen, daß diese Stätte des Todes auch eine Stätte des Lebens sein kann.“ Auch ein Denkmalpfleger hat dem nichts hinzuzufügen, wenn er mit seiner Sicht, wie lebhaft hier das Leben pulsieren darf, bei beiden Partnern auf Verständnis stößt.

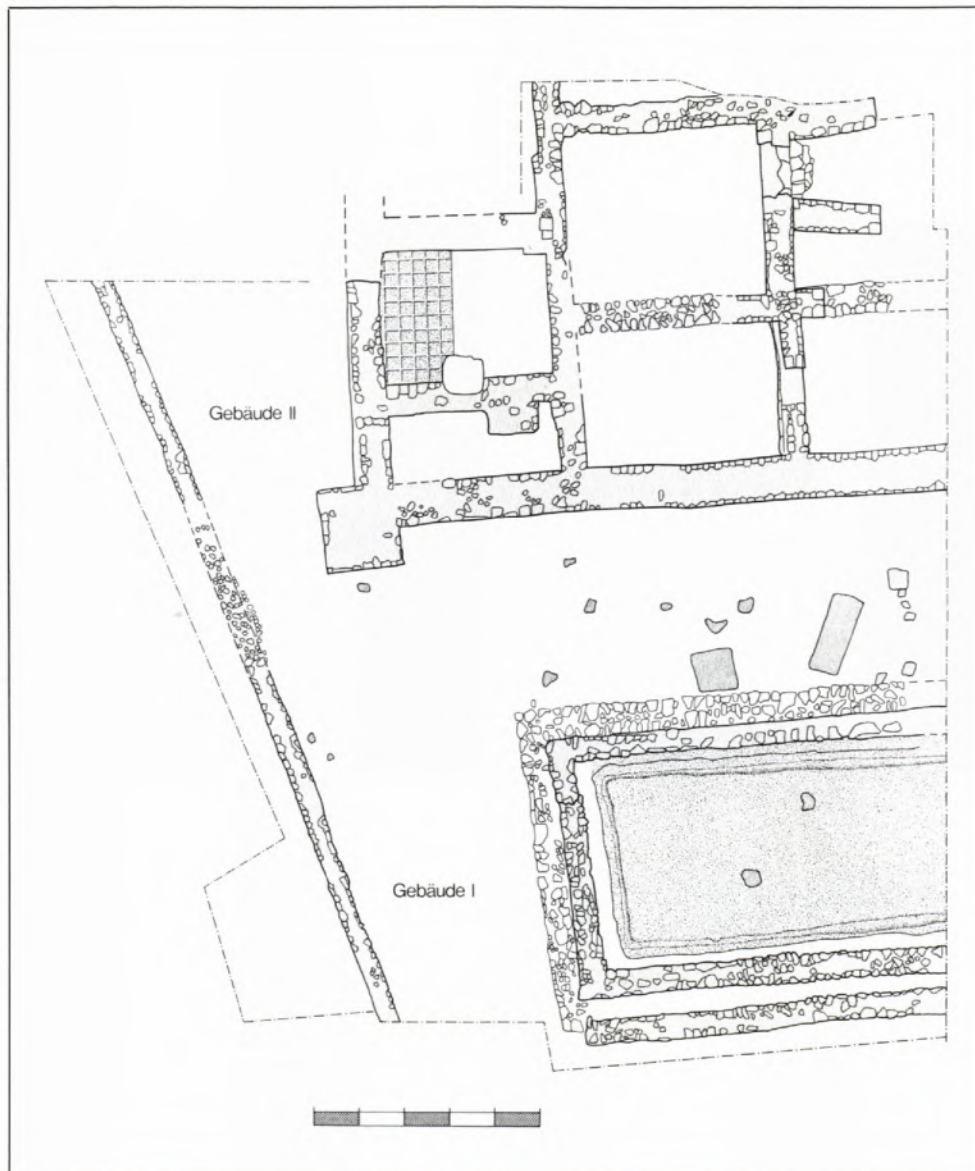
(Wesentliche Teile dieses Artikels wurden als Vortrag unter dem Titel „Wahrung des Denkmalcharakters bei der Umgestaltung aufgelassener Friedhöfe zu öffentlichen Grünanlagen am Beispiel des Hoppenlau-Friedhofs in Stuttgart“ auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Friedhof und Denkmal“ e.V., Kassel, zum Thema „Umgang mit historischen Friedhöfen“ am 6. 11. 1982 in Bielefeld gehalten.)

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Gerhard Fingerlin: Grabungen des Landesdenkmalamtes
in einer römischen Villa am Hochrhein
(Grenzach, Gem. Grenzach-Wyhlen,
Kreis Lörrach)

Seit 1893 ist mitten in der Ortschaft Grenzach ein römisches Gebäude bekannt, das damals mit Rücksicht auf die dichte neuzeitliche Bebauung nur in kleinen Ausschnitten freigelegt werden konnte, aber durch ungewöhnliche Fundstücke rasch von sich reden machte. Aufmerksamkeit erregten vor allem Bruchstücke von Pilastern und Säulen verschiedenen Formats (eine davon heute im Museum am Burghof in Lörrach), die auf eine außergewöhnliche architektonische Ausgestaltung dieses Bauwerks hinwiesen. In die gleiche Richtung

deuteten Reste von weißem Wandverputz mit rot, blau und grün aufgemalten pflanzlichen Motiven. Hinzu kam die bevorzugte Lage am Hang des hier steil ansteigenden Dinkelberges, mit weitem Blick über das Hochrheintal bis zum Schweizer Jura. Der Gedanke lag nahe, hier den Landsitz einer vornehmen Familie aus der nahe gelegenen linksrheinischen Römerstadt Augusta Raurica zu vermuten, dem heutigen Augst bei Basel. Ähnlich waren große Städte wie beispielsweise Augsburg, aber auch kleinere Landstädtchen von solchen



I GRENZACH. Übersichtsplan mit den beiden teilweise freigelegten römischen Gebäuden. I Badehaus mit Kaltwasserbeken. II Wohnhaus mit Baderäumen. Dazwischen verstreut Architekturteile, links Teilstück der Umfassungsmauer.



2 GRENZACH, Eckbereich des großen Hauptgebäudes II nach seiner Freilegung.

3 BAU I mit Kaltwasserbecken auf den Fundamenten eines älteren Gebäudes. Gut erkennbar Estrichauskleidung des Innenraumes und Ausgleichschichten des Mauerwerkes mit flachen Ziegelplatten.





4 KELLEREINGANG in Gebäude II. Die grobklotzigen Stufen stammen von der mittelalterlichen Wiederbenutzung.

Gutshöfen umgeben, von denen die örtlichen Märkte vor allem mit Lebensmitteln, aber auch mit handwerklichen Erzeugnissen beliefert wurden.

Die Nähe zum römischen Augst, dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt dieses Gebietes, war jedenfalls ein wichtiges Argument für die Entscheidung des Landesdenkmalamtes, an dieser Stelle die Grabung nach genau 90jähriger Unterbrechung wiederaufzunehmen. Unmittelbarer Anlaß war ein Bauvorhaben, von dem zerstörende Eingriffe in das antike Gebäude zu befürchten waren.

Schon beim maschinellen Abdecken kamen die Oberkanten verschiedener Mauern zutage, und bald lag der

Eckbereich eines großen Gebäudes (II) mit mehreren Räumen frei (Abb. 1), das wegen seiner Lage am Hang teilweise ausgezeichnet erhalten war (Abb. 2). Die an einzelnen Stellen noch mehr als drei Meter hohen Mauern sind in nachrömischer Zeit durch Erdrutschungen und Abschwemmungen überdeckt und damit konserviert worden. So konnten sich bauliche Details erhalten, die über die ursprüngliche Zweckbestimmung der Räume Aufschluß geben. Beispielsweise fanden sich an einer Stelle die Abdrücke einer mit quadratischen Tonfliesen ausgelegten Wanne – Hinweis auf ein hier eingebautes Bad, zu dem wahrscheinlich noch weitere benachbarte Räume gehörten. In den Wohnbereich integrierte Baderäume kennt beispielsweise auch die große Villa rustica von Laufenburg, wenige Kilometer rheinwärts gelegen.

Möglicherweise erst später hinzugefügt wurde ein hangabwärts errichteter Bau (I, Abb. 1 u. 3), der ein großes flaches Wasserbecken enthielt, wohl Teil eines größeren separaten Badegebäudes, dessen weitere Reste unter den anschließenden Gärten zu vermuten sind. Dieser komfortable Ausbau der Bademöglichkeiten unterstreicht die Besonderheit der Anlage, die sich schon mit der Auffindung qualitätvoller Architekturteile angedeutet hatte.

Leider war das um einen rechteckigen Innenhof angelegte mehrflügelige Wohngebäude (II) durch verschiedene neuere Störungen beeinträchtigt. Ein Kellerraum beispielsweise (Abb. 4) wurde nach den hier gefundenen Scherben im 15. und 16. Jahrhundert wiederbenutzt, wahrscheinlich als Weinkeller wie schon in römischer Zeit. Folge dieser Störung ist eine gewisse Armut an Funden, wenn auch, wie bei den früheren Grabungen, erneut Säulenfragmente, Marmorprofile (Abb. 5), Reste von Wandmalereien und diesmal auch von Mosaikböden entdeckt worden sind. Entschieden geht hier Qualität vor Quantität! So vermitteln Bruchstücke bemalter Stuckleisten mit eingepreßten Muschelornamenten eine Ahnung vom Reichtum und der Kostbarkeit antiker Raumausstattung, von einem Interieur, das mit der architektonisch reichen Gestaltung des Äußeren korrespondiert. Auch unter den übrigen Funden überwiegt das Besondere. Selten nur sind Details wie das Schloßblech aus Bronze überliefert (Abb. 6), das wohl zu einer Außentür gehört hat. Den Bewohnern und Benutzern der Villa begegnen wir in Bronzefibeln, Gewandschließen der Alltagstracht (Abb. 7), in Resten von Tonlampen (Abb. 8), die zur Erhellung von Räu-

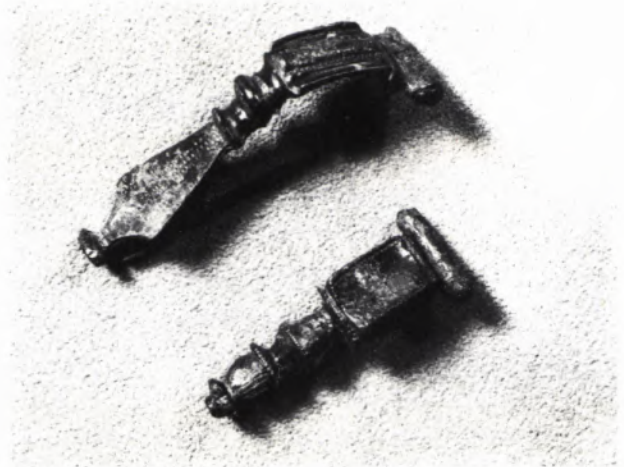


5 PROFILIERTES Tür- oder Fenstersims aus weißem Marmor.

6 SCHLOSSBLECH
aus Bronze von einer Au-
ßentür. Maßstab ca. 1 : 2.



7 FIBELN (Gewand-
schließen) aus Bronze.
Maßstab ca. 1 : 1.



men und Korridoren dienten, in zahlreichen gedrehten Beingerätschaften (Abb. 9) wie Nadeln, Nadelbüchsen und Spinnwirteln. Auch fehlen nicht die Austerschalen, die auch andernorts den für die römische Oberschicht charakteristischen Luxus augenfällig machen. Jedenfalls fügt sich mit diesen neuen Beobachtungen und Funden die Anlage von Grenzach (Carantiacum) gut in das Bild der großen und reichen Römer villen des Hochrheintals.

Das darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß durch die bisherigen Grabungen nur ein kleiner Ausschnitt des Ganzen erfaßt worden ist. Neben dem noch weitgehend überdeckten Hauptgebäude und dem davorliegenden Badehaus gibt es mit Sicherheit noch andere Bauten. In erster Linie ist an verschiedene Ökonomiegebäude zu denken, aber auch ein Tempel gehört in der Regel zu einem solchen „Gehöft“, das von einer niedrigen Umfassungsmauer (Abb. 1) begrenzt wird. Weiterer Forschungsarbeit sind allerdings enge Grenzen gezogen, einmal durch die umgebenden Häuser und Gärten, dann aber auch, weil zumindest für die nähere Zukunft keine akute Bedrohung der tief verschütteten Ruinen erkennbar ist.

Noch sind allerdings die Grabungen nicht abgeschlossen, und über das weitere Schicksal der Grenzacher „Römervilla“ ist noch nicht entschieden. Bauherr und

Gemeinde, die mit großem Interesse und aktiver Anteilnahme die archäologischen Arbeiten begleiten, sind sich allerdings jetzt schon mit dem Landesdenkmalamt einig, daß die wertvolle antike Bausubstanz nicht zerstört werden darf. Ob die Möglichkeit besteht, die ausgegrabenen Teile sichtbar zu erhalten, vielleicht sogar mit einem kleinen Museum zu verbinden, wird in den nächsten Monaten zu klären sein. Neben viel Zustimmung zu diesem Vorhaben gibt es auch Bedenken vor allem finanzieller Art, wie überall, wenn erkennbar wird, daß auch Kultur ihren Preis hat. Es wäre zu wünschen, daß Bürger, Gemeinde und Denkmalamt doch einen gemeinsamen Weg finden, dieses Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung zu erhalten und als Zeugnis der Orts- und Landesgeschichte sichtbar und verständlich zu machen. Daraus könnte sich später, vielleicht noch vor Ablauf weiterer 90 Jahre, auch ein Ansatzpunkt ergeben, die Erforschung und Restaurierung dieser Villa fortzusetzen, die zu den größten und schönsten Anlagen ihrer Art und ihrer Zeit im Hochrheintal gehört hat.

Dr. Gerhard Fingerlin
LDA · Bodendenkmalpflege
Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg im Breisgau

8 BRUCHSTÜCK einer Tonlampe mit Darstellung eines
Gladiatorenkampfes: Erkennbar ein Fechter mit Helm und
Schild. Maßstab ca. 2 : 1.



9 GEDRECHSELTE Geräte aus Bein. Links Knopf und Spinnwirtel,
Mitte Nadelbüchse und Griff, rechts Nadeln oder Ahlen. Maßstab
ca. 1 : 2.



Dietrich Lutz: Grabungen und Überlegungen zur Instandsetzung des Langhauses der ehemaligen Klosterkirche Lobenfeld

Die Gemeinde Lobbach, Rhein-Neckar-Kreis, besitzt mit der ehemaligen Klosterkirche Lobenfeld ein in mehrfacher Sicht bedeutsames Geschichtszeugnis, das trotz seiner teilweise überragenden Qualität (Abb. 2) seit langem etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Zwar war es 1961/62 gelungen, Dach und Äußeres instand zu setzen (vgl. Bericht v. H. Huth im Nachrichtenblatt 8, 1965, 56–58), doch blieb die Gesamtsituation unbefriedigend. Durch langwierige und mit viel Engagement geführte Verhandlungen ist es schließlich gelungen, einen Weg zu finden, der es ermöglichen soll, den geteilten Kirchenraum wieder zusammenzuführen und kirchlich zu nutzen. Zur Vorbereitung der Renovierung waren Untersuchungen nötig, die noch nicht abgeschlossen sind, aber schon jetzt vorgestellt werden sollen, um zu zeigen, welche Möglichkeiten gute Zusammenarbeit bereits im Stadium der Vorüberlegungen bietet. Dies zeigt sich im vorliegenden Fall besonders deutlich, da hier wesentliche Teile des Renovierungskonzepts aus den Ergebnissen der bauarchäologischen Untersuchungen zu entwickeln sind.

Zum besseren Verständnis des Befundes ist es nötig, einige Daten zur Klostergeschichte an den Anfang zu

stellen, die im wesentlichen der Kreisbeschreibung Heidelberg – Mannheim Bd. 2, 625 ff. entnommen sind. Um 1145 schenkte Meginlach von Obrigheim sein Gut (praedium) in Lobenfeld dem Augustinerkonvent in Frankenthal. Schon kurze Zeit danach dürften einige Frankenthaler Mönche unter der Leitung eines Propstes mit dem Bau des Klosters begonnen haben. Zeugnis dieses ersten, groß angelegten Anlaufs ist der erhaltene Ostteil der Kirche mit Chor, Vierung und Querhaus, die neuerdings um 1160 ff. angesetzt werden. Schon bald nach 1200 scheint der Bau zum Erliegen gekommen zu sein, wie die gesamte Gründung wohl in Schwierigkeiten geriet. Letzteres mag mit dazu geführt haben, Lobenfeld zwischen 1223 und 1259 in einen Augustinerinnenkonvent umzuwandeln. Auch diesem war keine Dauer beschieden und so vollzieht sich ab 1271 in Anlehnung an Kloster Schönau bei Heidelberg der Übergang zu den Zisterzienserinnen, den eine Nachricht von 1326 als abgeschlossen voraussetzt. Im 15. Jahrhundert gibt es verschiedene Reformbemühungen, die zumindest teilweise Erfolg hatten und dem Konvent bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer Spätblüte verhalfen. Bereits 1560 jedoch resignierte die letzte Priorin, und die gesamte Anlage wurde mit anderem



1 KLOSTERANLAGE Lobenfeld, Lageplan mit den 1912 vorhandenen Bauten. 1.2 ehemalige Klosterkirche. Zeichnung C. Roch.

2 KLOSTERKIRCHE Lobensfeld von Nordosten. Am Langhaus sind deutlich die großen Öffnungen für die Nutzung als Tabakscheuer zu erkennen. Zustand um 1900.



geistlichen Besitz zur Schaffnerei Lobensfeld zusammengefaßt, die sie – wenn auch in veränderter Rechtsform – bis heute verwaltet.

Das Schicksal der Klostergebäude nach 1560 ist gekennzeichnet von einer Folge von Verlusten, die bis in jüngste Zeit reicht und dazu geführt hat, daß neben der Kirche nur noch geringe Reste der ehemaligen Anlage auf uns gekommen sind. Die Kirche selbst stand wohl zunächst unbenutzt und ohne Pflege. Im 18. Jahrhundert wurden die Reste des südlich anschließenden Kreuzganges abgetragen, nachdem bereits zuvor das Dach des Langhauses eingestürzt war. Erhebliche Veränderungen wurden am Beginn des 19. Jahrhunderts vorgenommen. 1809 wurden Gebälk und Dachstuhl des Langhauses erneuert, das zunächst als Tabakscheuer, ab 1826 als Schafstall mit Heustadel diente. Für die Nutzung als Tabakscheuer wurden die Fenster der Langhauswände nach oben und unten verlängert und zum Teil verbreitert (Abb. 2), so daß ihre ursprüngliche Gestalt heute nicht mehr einwandfrei zu rekonstruieren ist (vgl. Bericht H. Huth 1968, 56 ff.). Der Ostteil bis zum Langhausansatz wurde 1822 als evangelische Kirche eingerichtet. Hierfür wurden der Triumphbogen zugemauert und ein Eingang in die Chorostwand eingebrochen sowie der Fußboden in Vierung und Querschiff um knapp einen Meter erhöht. Weitere Restaurierungen folgten 1862, 1873, 1897/98 und 1910.

Die bauarchäologischen Untersuchungen erstreckten sich 1983 auf den Untergrund des Langhauses und die bodennahen Partien der Wände, weitere Untersuchungen an den oberen Wandteilen sollen in diesem Jahr folgen.

Die einzelnen Phasen der Baugeschichte ergeben vorläufig folgendes Bild:

Periode I (1160 ff.)

Der im Osten begonnene große Kirchenbau der Augustiner, von dem Chor, Vierung und Querhaus fertig wurden, war als dreischiffige Basilika angelegt und zumindest teilweise auch begonnen worden. Dies zeigen Abspitzungen links und rechts neben dem Triumphbogen (Abb. 3), die belegen, daß wenigstens das erste Joch des Langhauses angelegt war, bevor der Bau eingestellt wurde. Ebenso sind die Fundamente des südlichen Seitenschiffes nachgewiesen sowie der fertiggestellte Bogen vom Seitenschiff zum südlichen Querhaus (Abb. 4). Wie weit die Fundamente des ersten Langhauses nach Westen reichten, konnte noch nicht festgestellt werden, weshalb auch keine Aussage zur Gesamtkonzeption des Baues gemacht werden kann.

Periode II (Mitte bis zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts)

Wohl schon bald nach 1200 scheint die Baustelle stillgelegt worden zu sein und nach der Besiedlung mit Zisterzienserinnen in der zweiten Hälfte des 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde auch das ursprüngliche Bauprogramm aufgegeben.

Etwa ab der Mitte des 14. Jahrhunderts begann man dann das im wesentlichen heute noch stehende einschiffige Langhaus zu errichten. Es hatte vermutlich vier Fensterachsen und zwei Zugänge an der Nordseite sowie ein großes Fenster in der Westwand, wie sich am Bau noch ablesen läßt (Abb. 6 u. 7). Ein sicher dieser

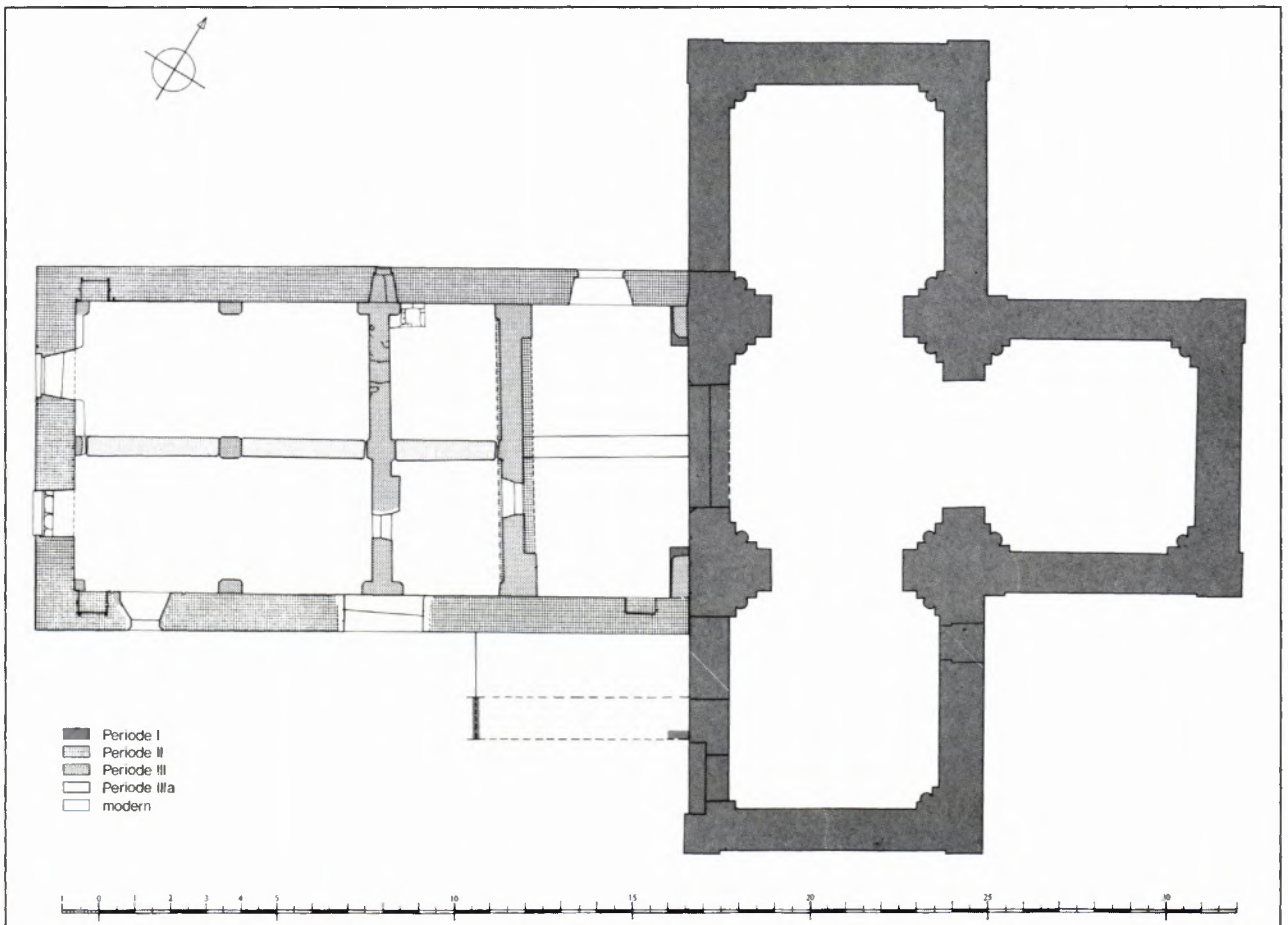


3 ANSATZ der südlichen Langhausarkade (um 1160) mit jüngerem Ausbruch und stehender Langhauswand.

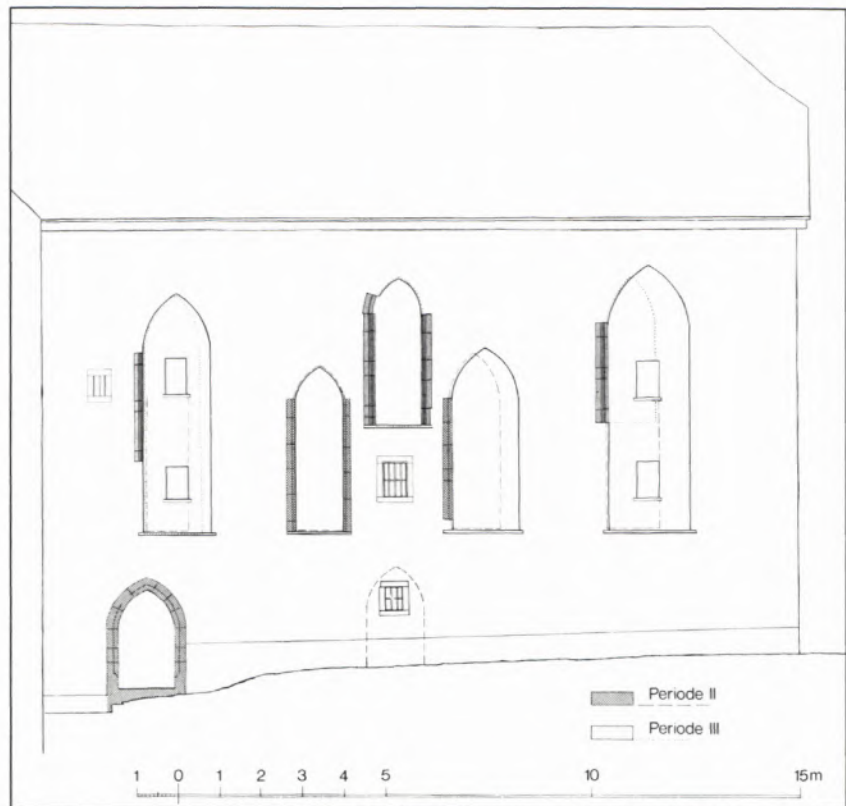


4 SÜDLICHE Querhauswand mit Ansatz des Seitenschiffes und vermauertem Zugang zum Kreuzgang (1974).

5 LOBENFELD, Grundriß der Klosterkirche. Zeichnung J. Nissel und H. Gampg.



6 ZEICHNERISCHE Rekonstruktion der Befunde an der Nordwand des Langhauses. Zeichnung H. Gampp.



Periode zuzuordnender Eingang in der Südwand konnte bislang nicht nachgewiesen werden. Dies legt den Schluß nahe, daß zunächst die Klausur nördlich der Kirche gelegen haben könnte, was allerdings ungewöhnlich wäre.

Im Innern ist die Befundlage weniger deutlich, doch können mit einiger Vorsicht folgende Schlüsse gezogen werden (Abb. 5): Im östlichen Drittel trennt ein nach Nordsüd gerichtetes Fundament Chor und östliches Langhaus von einer im Westen anzunehmenden Nonnenempore ab. Östlich dieser Trennwand hat sich der ursprüngliche Fußboden, ein auf dem anstehenden Löß

ausgegossener, stark ziegelsplithaltiger Mörtelstrich, erhalten. Die nach Westen anschließende Empore kann nur indirekt erschlossen werden, da hier jüngere Einbauten alle Spuren weitgehend beseitigt haben. Sie kann jedoch maximal 1 bis 1,5 m höher gelegen haben als der Fußboden im Ostteil der Kirche, da andernfalls die an der Nordseite noch ablesbare Disposition der Fenster nicht verständlich wäre. Zu dieser Nonnenempore führte von Norden eine neu entdeckte Tür. Ebenso gehören hierher zwei Nischen, je eine am Westende der Nord- und Südwand, deren Funktion bislang nicht ermittelt werden konnte.



7 NORDWAND des Langhauses mit den Resten der Fenster aus Periode II und III. Zustand 1979.

Periode III (Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts)

An die Stelle der nur geringfügig erhöhten Empore der Periode II tritt eine neue von gleicher Größe, die jedoch gegenüber ihrer Vorgängerin beträchtlich erhöht wurde, so daß ihre Begehungsebene ca. 3 bis 4 m über dem Ostteil des Langhauses lag. Sie stand vermutlich auf Holzstützen (Abb. 10), die auf Steinsockeln und Wandvorlagen ruhten. Ob sie etwa durch Konsolsteine auch mit den Außenwänden verbunden war, konnte noch nicht festgestellt werden. Der Raum unter der Empore war nach Osten geschlossen und in Nord-südrichtung etwa im Verhältnis 2 : 1 unterteilt. Daraus ergibt sich ein Untergeschoß mit zwei Räumen in spätgotischen Formen, dessen Funktion bislang nicht geklärt ist. Der gegenüber dem Ostteil der Kirche um ca. 20 bis 30 cm höher liegende Fußboden besteht ebenfalls aus einem mit Ziegelsplitt vermischten Mörtelstrich. Die Räume unter der Empore waren sowohl von der Laienkirche als auch von der nunmehr im Süden anzunehmenden Klausur her zugänglich. Weiterhin bestand zwischen ihnen eine Verbindungstür. Zur Ausstattung gehörte eine Nische in der Westwand, die bis auf den Fußboden heruntergezogen war. Die Wände waren verputzt, vermutlich jedoch noch nicht bemalt. Mit dem Umbau der Empore war die teilweise Freilegung der Fundamente im Westteil des Langhauses verbunden, da der Platz unter der älteren ursprünglich wohl mit Erde angefüllt war. Die neuen Räume hatten offenbar keine repräsentative Funktion, weshalb die Unebenheiten der Fundamente nur grob überputzt wurden.

Periode III a (um 1500)

Gegen Ende der Klosterzeit zog man entlang der mittleren Stützenreihe eine Trennwand ein (Abb. 5 u. 8), wobei man den vorhandenen Estrich sorgfältig ausstemmte und die unvermeidbaren Fehlstellen anschließend säuberlich ausbesserte. Durch die nochmalige Teilung ergab sich für das Emporenuntergeschoß eine kreuzförmige Aufteilung, ohne daß bislang zu erkennen wäre, wozu die einzelnen Räume dienten. Dadurch wurde ein

zweiter Türdurchbruch im Südteil der inneren Nord-südwand nötig; nördlich an ihn anschließend folgte eine Art niederer Durchreiche (Höhe über Fußboden ca. 0,50 m), die später (evtl. nach der Profanierung des Baues) wieder verschlossen wurde. Im Zuge dieser Änderungen wurden die Untergeschoßräume ausgemalt. Die Wandflächen erhielten eine weißlich-ockerfarbene Tünche, während Sockel und Ecken durch ein kräftiges dunkelrotes Band hervorgehoben wurden. Allein in der Südwestecke kam zu den rot abgesetzten Eckmarkierungen noch ein schwarzer Beistrich. Der nordöstliche Raum erhielt nachträglich in seiner Nordwestecke noch ein kleines Gewölbe mit einer Art von senkrechtem Zugangsschacht, dessen Nutzung ebenfalls unklar ist. In ihm fanden sich mehrere Gefäße aus der Zeit um oder wenig nach 1500.

Die noch vorhandene Bausubstanz und die ermittelten Befunde bilden nun die Grundlage für weitere Überlegungen zur Renovierung und Nutzung der gesamten Kirche. Es soll versucht werden, dem Bau wieder das Aussehen zu geben, das er vermutlich vor der Profanierung in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte, wobei sich alle Beteiligten durchaus bewußt sind, daß dies nur annähernd gelingen kann, da die inzwischen eingetretenen Verluste sehr groß sind. Auch die Beiziehung anderer, noch weitgehend erhaltener Zisterzienserinnenkirchen wird nicht darüber hinweghelfen können, daß wir für die aufgehenden Teile der Empore sehr wenige Anhaltspunkte haben.

Dies ist um so schwerwiegender, als gerade der Wiedereinbau einer Empore mit zugehörigem Untergeschoß im Mittelpunkt der Gesamtrenovierung und künftigen Nutzung steht. Für die ursprüngliche Ausdehnung haben wir gesicherte Befunde, ebenso für ihre Höhe, möglicherweise auch für die Art und Ausformung der Holzstützen (Abb. 10); was fehlt, sind vor allem Informationen zum Oberbau (z. B. Gestühl, Brüstung usw.). Ebenso gibt es bisher keine Hinweise auf das Aussehen der Decke. Eine Quellenstelle des 17./18. Jahrhunderts, die über den Einsturz von Gewölben im Langhaus berich-



8 BLICK von Westen in die Räume unter der Empore mit Mörtelstrich, Wandvorlage und teilweise bemalter Trennwand sowie mit jüngerer Raumteilung rechts.



9 TEIL eines kannelierten, gotischen Firstaufsatzes, vermutlich ursprünglich auf dem Westgiebel angebracht. In Durchreiche aus Periode IIIa eingemauert.



10 DETAIL einer sekundär im Stall des 19. Jahrhunderts eingebauten Holzstütze mit „Tropfenkonsole“. Vermutlich 2. Hälfte 15. Jahrhundert.

tet, kann wohl unberücksichtigt bleiben, da am stehenden Bau nichts für eine ehemalige Einwölbung spricht.

Weiterhin erscheint es sinnvoll und vertretbar, notwendige Nebenräume im Geschoß unter der Empore unterzubringen, was den Vorteil bietet, auf meist störende Anbauten verzichten zu können. Damit wird gleich die Frage des Zugangs zur Empore berührt, die, da der ursprüngliche Zutritt von der Klausur her wegfällt, noch ungelöst ist. In diesem Zusammenhang darf nicht verschwiegen werden, daß wir über die ursprüngliche Nutzung dieser Räume bisher nur ungenaue Vorstellungen haben. Nach ähnlichen Befunden an anderen Orten zu schließen, scheinen sie Teil der Klausur gewesen zu sein, doch reicht der Lobenfelder Befund für eine sichere Interpretation nicht aus.

Mit der Vereinigung der beiden Kirchenteile werden auch einige Änderungen am romanischen Bau notwendig. Es beginnt mit der Herausnahme der Trennwand und der Schließung der Tür in der Chorostwand und ist mit der Absenkung des Fußbodens in Vierung und Seitenschiffen noch nicht zu Ende. In diesem Zusammenhang erhebt sich vor allem die Frage nach der künftigen Aufstellung der Orgel, die jetzt im Nordquerhaus steht und die wertvollen Fresken in diesem Bereich beeinträchtigt.

Generell erhebt sich die Frage des Zugangs zur Kirche. Hier bleibt zu überlegen, ob der in der Nordwand noch vorhandene aus Periode II wieder geöffnet werden soll, und ob er für die künftige Nutzung ausreichen wird.

Ähnlich schwierig wird es werden, bezüglich Zahl und Größe der Fenster die richtige Lösung zu finden. Da es unser Bestreben ist, den letzten klösterlichen Bauzustand wieder faßbar zu machen, bietet es sich an, in Anlehnung an die jüngere Fenstergruppe der Nordwand (Abb. 6 u. 7) Öffnungen zu schaffen, die voraussichtlich den ganzen Raum genügend erhellen werden. Schwieriger wird es dagegen werden, entsprechendes für die Räume unter der Empore zu finden, da der Befund nur zwei (möglicherweise jüngere) Fenster in der Westwand erlaubt.

Umfang und Qualität der vorgefundenen Estrichböden (Abb. 8) lassen es wünschenswert erscheinen, sie zu erhalten. Ob dies allerdings bei ihrer geringen Belastbarkeit möglich sein wird, kann im Augenblick noch nicht gesagt werden. Auf alle Fälle sollen Niveaus und Strukturen übernommen werden.

Im laufenden Jahr soll versucht werden, den bisher noch nicht gelösten Problemen weiter nachzugehen, um vor allem Aufschlüsse über den Oberteil der Empore zu gewinnen. Sofern Bodeneingriffe im nördlichen Außenbereich notwendig werden, wird man der Frage nach der vielleicht hier anzunehmenden älteren Klausur nachgehen müssen. Ähnliches gilt für die Südseite und die zuletzt bestehende Klausur.

Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe



1 CHORANSICHT der Nikolauskapelle. Das obere Stockwerk wurde später aufgesetzt. Das Scheunentor stammt aus der Zeit der Nutzung als Kalk- und Sandstadel. Rechts Durchblick auf den Fachwerk-Zwischenbau von 1598 mit neu hinzugefügtem 3. Obergeschoß und Giebel.

Hubert Krins: Rettung und Sanierung der Gebäudegruppe Nikolauskapelle, Steinhaus, „Gindele“ in Ulm

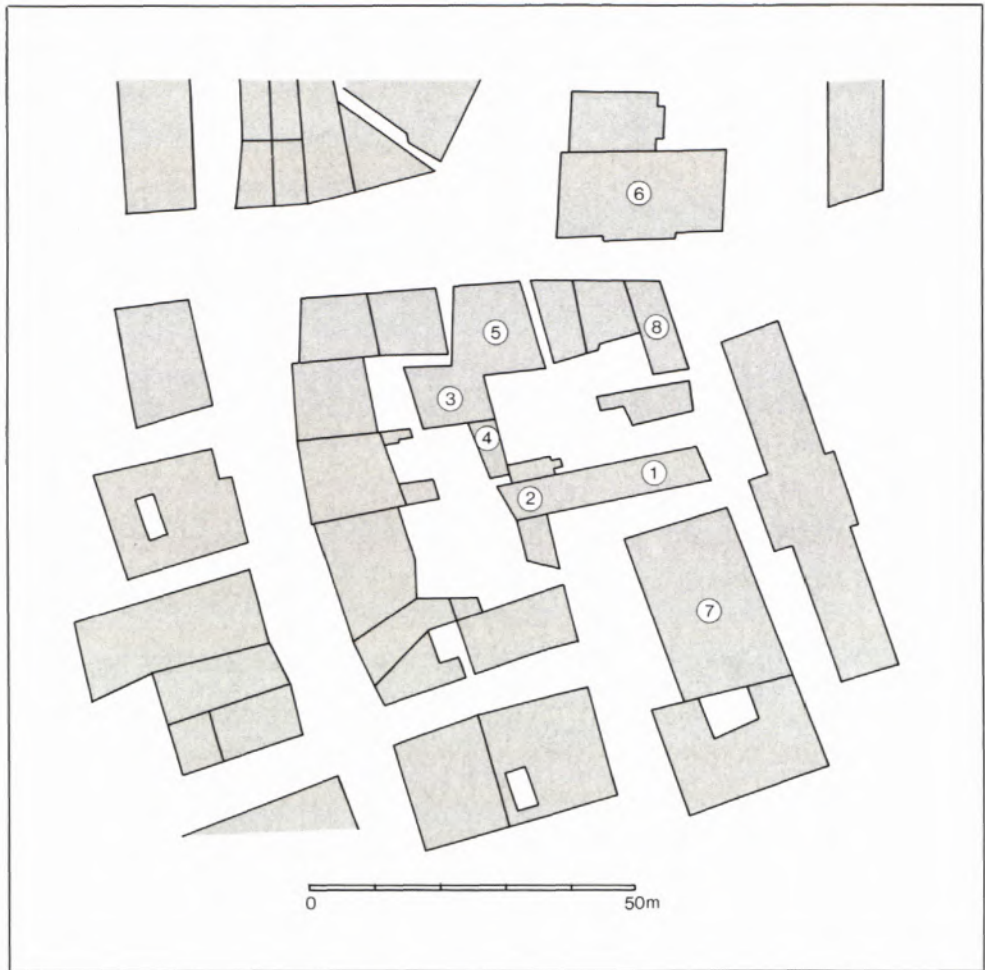
Zu den wichtigsten denkmalpflegerischen Maßnahmen, die in den letzten Jahren in Ulm durchgeführt wurden, gehört die Sanierung der Gebäudegruppe Nikolauskapelle/Steinhaus/„Gindele“ an der Ecke Neue Straße/Donaustraße. Inmitten eines im Zweiten Weltkrieg schwer getroffenen Quartiers waren hier einige Gebäude erhalten geblieben, deren Zukunft lange ungewiß war. Einige standen dem weiteren Ausbau der Neuen Straße, einer nach dem Krieg geschaffenen Verkehrs-schneise, im Weg. Jahrelang war selbst das Schicksal der Nikolauskapelle ungewiß. Sogar eine Versetzung wurde erwogen, bis der rechtsgültige Bebauungsplan von 1972 ihre Erhaltung an Ort und Stelle sicherte. Für alle anderen Gebäude, auch das spätromanische Steinhaus, eines der ganz wenigen profanen Bauzeugnisse der Stauferzeit in unserem Land, war der Abbruch vorgesehen. Die Verlegung der Donaustraße nach Osten auf die Einmündung der Frauenstraße zu hätte zu einem weiteren schweren Eingriff in den Grundriß der Ulmer Altstadt geführt. Das seit dem Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 spürbar gewachsene Interesse am historischen Hausbestand, das „Stauferjahr“ 1977, schließlich das engagierte Eintreten des Vereins Alt-

Ulm mit seinem Vorsitzenden H. Pflüger und der Denkmalpflege (wobei hier besonders Herr Dr. Cichy und Herr Noeske zu erwähnen sind) sowie der energische Einsatz des Ulmer Baubürgermeisters H. Schaber haben dann doch zu einer beachtenswerten Kehrtwendung geführt, deren Ergebnis im folgenden vorgestellt werden soll. Über die vor und während der Bauarbeiten gewonnenen archäologischen und baugeschichtlichen Erkenntnisse berichtet anschließend Erhard Schmidt (weitere Publikationen vgl. Literatur).

Auf dem Gelände des Stadtquartiers standen 1976 folgende historisch wichtigen Gebäude:

1. Die **Nikolauskapelle** (Abb. 2, Nr. 1), bestehend aus den Umfassungswänden des Kirchenschiffes mit Chorbogen aus dem frühen 13. Jahrhundert, einem 1383 geweihten Chor, einem (ohne Rippen) erhaltenen Netzgewölbe im Schiff aus der Zeit um 1497 und einem wohl gleichzeitig errichteten Obergeschoß, das sich auch über das **Steinhaus** (Nr. 2) hinzieht, dessen Nord- und Westwand dem frühen 13. Jahrhundert angehören, während die Südwand von einer wohl im 17. Jahrhundert vorgenommenen Umnutzung in ein Wirtschaftsgebäude zeugt.

2 LAGEPLAN von 1908: 1 Nikolauskapelle, 2 Steinhaus, 3 „Gindele-West“, 4 Zwischenhaus, 5 „Gindele-Nord“, 6 Salmannsweiler Hof, 7 Ochsenhäuser Hof, 8 Haus Leonhardt.



2. Das Gebäude **Gindele-West** (Nr. 3), ein Massivbau von 1598.

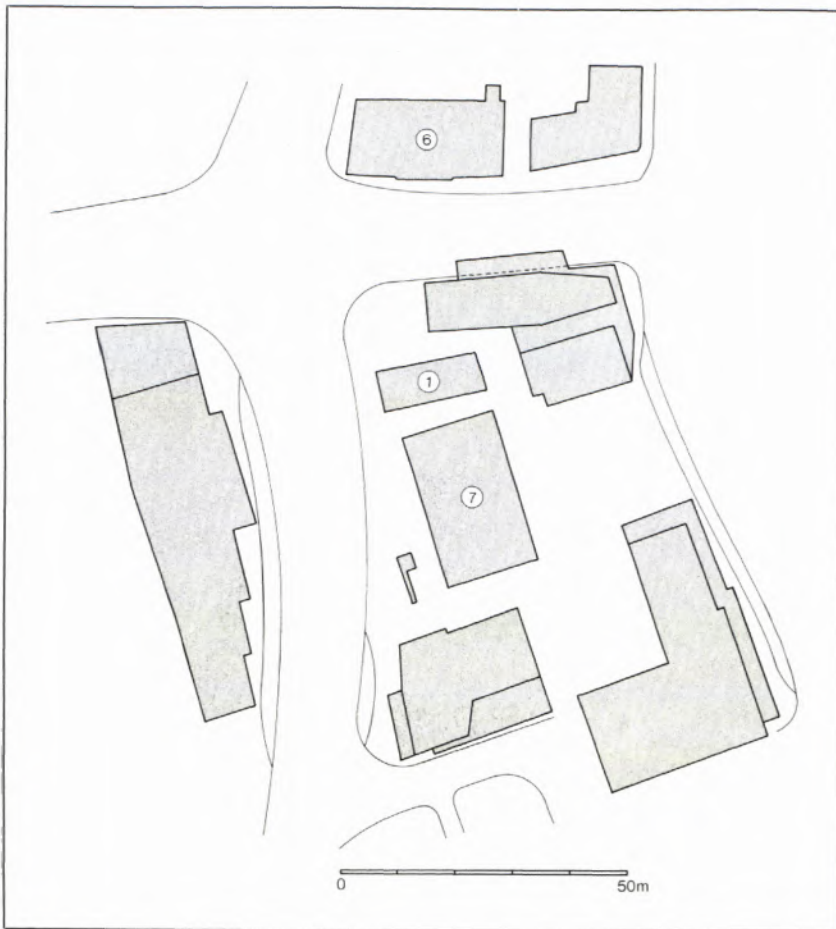
3. Ein schmales Haus zwischen Gindele-West und Steinhaus, ebenfalls von 1598, jedoch mit Fachwerk und stark verändertem Gewölbe im Erdgeschoß (Zwischenbau; Nr. 4).

4. Eine kleine Halle an der Nordwand des Steinhauses aus dem 16./17. Jahrhundert.

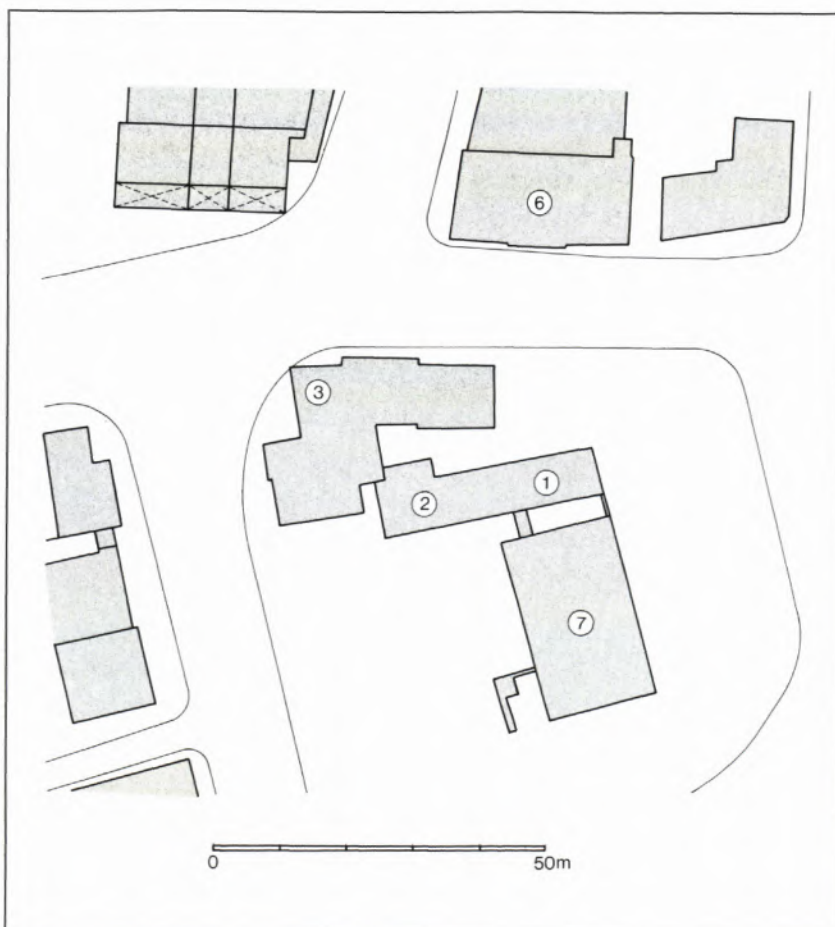
5. Das eigentliche „**Café Gindele**“ (Nr. 5, Neue Straße 100), ein im Kern spätmittelalterliches Fachwerkhaus, das mehrfach umgebaut wurde und im 19. Jahrhundert u. a. eine Erdgeschoßgliederung aus Sandstein erhielt.



3 ANSICHT von Westen auf die Gebäudegruppe nach der Kriegszerstörung 1944. Links „Gindele-West“, anschließend mit Pultdach der Zwischenbau, das Steinhaus und ganz rechts (mit zerstörtem Dachstuhl) die Nikolauskapelle. Zustand 1947.



4 RECHTSKRÄFTIGER Bebauungsplan von 1972. Nur die Nikolauskapelle (1) und der Ochsenhäuser Hof (7) sollten stehenbleiben, alle anderen Gebäude im Quartier sollten neu errichtet und die Herdruckerstraße nach Osten verlegt werden. 1 Nikolauskapelle, 6 Salmannsweiler Hof, 7 Ochsenhäuser Hof.



5 LAGEPLAN 1981 nach Abschluß der Sanierung. Gegenüber dem Bebauungsplan von 1972 konnten das Steinhaus, das Gebäude „Gindele-West“ und der Zwischenbau erhalten bleiben! 1 Nikolauskapelle, 2 Steinhaus, 3 „Gindele-West“, 6 Salmannsweiler Hof, 7 Ochsenhäuser Hof.

6 NIKOLAUSKAPELLE nach der Instandsetzung (1983). Die romanische Apsis ist im Fußboden des Chors zu erkennen.



6. Das Haus Neue Straße 106, das sog. Haus Leonhardt, ein ebenfalls mittelalterlicher Fachwerkbau, in dem gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Wohnung und Werkstatt des Ulmer Bildhauers Michel Erhart lag, wie Hellmut Pflüger nachweisen konnte (Nr. 8).

Das 1976 endgültig beschlossene Sanierungskonzept konnte wohl die Erhaltung der meisten dieser Gebäude, nicht aber der gesamten Bausubstanz ermöglichen. So mußten die beiden zuletzt genannten Häuser dem Ausbau der Neuen Straße weichen. Der Giebel des „Gindele“ konnte jedoch als Abbild und unter Verwendung des Giebelfachwerks um ca. 11 m zurückversetzt neu entstehen.

Welche Schlüsse mußte die Denkmalpflege aus dem Baubestand ziehen? Vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, von der Spätromanik bis zur Gründerzeit der Café-Hausfassade war – mit Ausnahme des Barock – jede Stilphase vertreten, und dies auch noch mit jeweils ausgeprägten Details. Ein Querschnitt durch die Ulmer Architektur- und Stadtbaugeschichte also, dessen Wert nicht so sehr in einzelnen Glanzleistungen bestand, sondern im Anschauungs- und Erlebniswert dieses Stücks Stadtarchitektur in ihren Wandlungen, zu denen darüber hinaus auch unsere Zeit mit dem Neubau unmittelbar anschließender Gebäude im Westen und Osten einen weiteren spürbaren Jahresring hinzuzufügen gewillt war. Nach dieser baugeschichtlichen Analyse konnte die Frage für die Denkmalpflege nicht mehr lauten: Welche Schicht, welche Stilphase wird der Restaurierung zugrunde gelegt?, sondern: Wie erhalte ich die Vielfalt der historischen Aussagen, ohne das Ganze „auseinander zu restaurieren“. Als Ergebnis dieser

Überlegungen entstand eine Art bauhistorischer Lehrpfad, den wir nun im einzelnen verfolgen wollen. Wenn dabei von „Schichten“ die Rede ist, so soll damit, analog zum Sprachgebrauch der Archäologie, hervorgehoben werden, welche entscheidenden Phasen im kontinuierlichen Veränderungsprozeß der Geschichte stattgefunden haben.

A. Die spätromanische Schicht

Sie zeigt sich überwiegend an der Nordwand des Schiffs der Nikolauskapelle und des Steinhauses sowie an dessen Westwand. Charakteristisch ist das Mauerwerk aus Kalksteinquadern mit Fugenritzung. Auf die Erhaltung auch der durch Brand ausgeglühten und zersprungenen Steine sowie des originalen Fugenputzes mit seinen eingeritzten Linien wurde besonders geachtet. Möglicherweise trug dieses Mauerwerk außen eine dünne Kalkschlämme. Aus konservatorischen Gründen und um eine gewisse Vereinheitlichung des optischen Eindrucks zu erreichen, wurde eine dünne Lasur im Steinton aufgetragen.

Die Dreifenstergruppe im Westen konnte aufgrund der erhaltenen Fragmente sicher rekonstruiert werden. Nur die Gestalt der Kapitelle mußte erfunden werden. Von einer weiter südlich anschließenden ähnlichen Fenstergruppe blieb der Ansatz am Gebäudeeck erhalten. Nach dem Krieg waren noch größere Teile dieses Fensters erhalten, die jedoch im Laufe der Jahre zerfielen.

Im Inneren der Kapelle zeigt sich der romanische Baubestand deutlich am Chorbogen der Kapelle, einem Fenster in der Nordwand des Schiffes (außen ist das Gewände eines zweiten Fensters erhalten) und in dem



7 SPÄTROMANISCHE Westwand des Steinhauses mit stark beschädigtem Quadermauerwerk (Zustand 1963).



8 WESTWAND des Steinhauses 1983. Das Drillingsfenster konnte bis auf die Kapitelle rekonstruiert werden.

9 DIE SÜDWAND des Steinhauses, Zustand im Jahr 1963.



durch eine Stufe angedeuteten Verlauf der einst zugehörigen Apsis. Bemerkenswert sind die Spuren einer roten Fugenbemalung am Chorbogen, dessen Kämpfer zu einem späteren Zeitpunkt abgeschlagen wurden. Im Steinhaus haben sich an der Nordwand Spuren eines Kamins erhalten, darunter auch ein Kapitell.

B. Die erste gotische Schicht

Zu ihr gehören die Umfassungsmauern des Kapellenchors sowie in seinem Innern die Ansätze von Gewölberippen. Sie ermöglichten eine Rekonstruktion des schon vor langer Zeit eingestürzten Chorgewölbes. Dieser neue, 1383 geweihte Chor ersetzte also die spätromanische Apsis, während das Kirchenschiff weiterhin in seinem flach gedeckten Zustand benutzt wurde. Es erhielt jedoch 1388 eine erste Ausmalung, von der einige Bildfelder sichtbar sind.

C. Die zweite gotische Schicht

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Nikolauskapelle erneut ausgemalt. Auch diese Malschicht ist an einigen Stellen erhalten. Besonders hervorzuheben sind Teile einer Kreuzigung auf der Südwand des Kirchenschiffes, zu der weitere Bildflächen oberhalb des Gewölbes gehören, die während der Restaurierung dokumentiert werden konnten.

D. Die dritte gotische Schicht

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erhielt das Schiff der Kapelle ein Netzgewölbe, das ohne Rücksicht auf die noch relativ neuen Wandgemälde eingebaut wurde. Auch der Chor wurde vermutlich zu dieser Zeit in einer

reicherer, aber nicht mehr rekonstruierbaren Form eingewölbt, denn es gibt an allen vier Seiten Ansätze für diagonal ansetzende Zwischenrippen, die ein kleineres und gedrungeneres Profil besitzen als die Rippenansätze in den Raumecken, die für die Rekonstruktion des Kreuzrippengewölbes maßgebend waren.

Die rot gefaßten Rippen im Schiff haben ihre Haftung möglicherweise schon bald verloren und stürzten ab. Statt ihrer malte man graue Rippen auf das Gewölbe. Ein Rest dieser Graufassung wurde im Westjoch auf der Nordseite belassen, im übrigen entschied man sich jedoch für eine Rekonstruktion der Gewölberippen, um die Form des Netzgewölbes wieder verständlich zu machen und dem Kapellenraum insgesamt wieder eine angemessene Raumqualität zu geben.

Zu der Aufstockung der Kapelle und des Steinhauses um ein Geschoß gehören auch die Fenster auf der Nordseite mit ihren eichenen Rahmen, die soweit wie möglich erhalten wurden. Ein graues, gemaltes Band, gesäumt von schwarzen Begleitstrichen, faßte diese Fenster ein, wobei die Ecken Ornamente ähnlich einem Rankenwerk erhielten. Diese dem späten 15. oder frühen 16. Jahrhundert angehörende Fassung, zu der ein weißer Wandton gehörte, wurde bei den zwei westlichen Fenstern der Nordseite rekonstruiert.

Schließlich gehören vermutlich der gleichen Zeit die Reste eines reichen Maßwerks im Bogenfeld einer türähnlichen Nische außen in der Ostwand des Kapellenchors an. Eine zuverlässige Rekonstruktion der gesamten Maßwerkfigur wie auch eine Deutung des ganzen Befundes ist bisher noch nicht gelungen.

10 DIE SÜDWAND des Steinhauses 1983: Die aus der Scheunennutzung stammenden Öffnungen wurden wiederhergestellt.





11 NORDWAND des Schiffs der Nikolauskapelle nach der Sanierung, 1983.



12 SPÄTGOTISCHE Wandmalerei auf der Südwand des Kirchenschiffs. Durch den Einbau des Netzgewölbes um 1497 wurde die Kreuzigungsdarstellung diagonal durchschnitten. Fotomontage des Zustandes 1978.

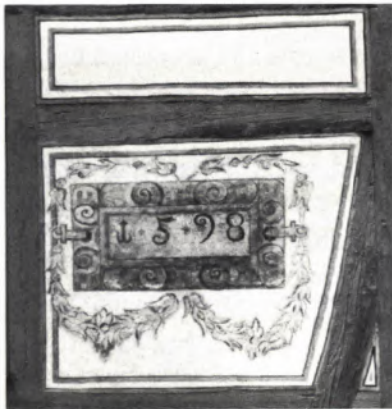
Die Existenz zweiter gotischer Malschichten im Kirchenschiff stellte den Restaurator vor eine nicht einfache Aufgabe. Eine konsequente Freilegung der älteren Schicht hätte zum Verlust der jüngeren geführt. Beide Malschichten waren zudem nur schlecht, ja teilweise bruchstückhaft erhalten. Denn als die Kapelle ihre kirchliche Nutzung verlor, wurden die Wandbilder ihrem Schicksal überlassen, d. h. nicht einmal überputzt, sondern dem Verfall ausgesetzt.

Die gleichen Gründe und die Wirkung des nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges jahrzehntelang eindringenden Regenwassers führten auch dazu, daß die Ausmalung des Chors bis auf geringe Reste zerstört

wurde. Diese Fragmente erlauben keine sichere Datierung und auch nur bruchstückhaft die Bestimmung einzelner Bildthemen.

Aufgrund dieses insgesamt schlechten Befundes verbot es sich, die Bildfragmente wieder zu geschlossenen Darstellungen zu ergänzen. Es wären Bilder unserer Zeit entstanden. So mußte sich der Restaurator darauf beschränken, noch erkennbare Bildteile so zurückhaltend zu behandeln, daß einerseits die originale Malsubstanz in ihrem fragmentarischen Zustand nicht angetastet wurde, andererseits aber gewisse „Lesehilfen“ zum Verständnis des Betrachters behutsam hinzugefügt wurden.

13 DER ZWISCHENBAU und die Rückseite von „Gindele-West“, 1978.



14 DATIERUNGSKARTUSCHE im Zwischenbau.



15 DER ZWISCHENBAU 1983. Durch die Anlage einer Passage konnte ein reizvoller öffentlicher Durchgang geschaffen werden.



16 GIEBEL von „Gindele-West“ mit Sgraffito-Quadrierung von 1598.



17 FASSADE von „Gindele-Nord“ mit wiederverwendetem Giebelfachwerk und „Gindele-West“, 1983.

E. Die Schicht der Spätrenaissance

Diese Schicht zeigt sich am auffälligsten in der für die Zeit um 1600 in Ulm typischen Quadergliederung der Fassaden. Typisch sind die dunkelgrauen, infolge der Sgraffitotechnik vertieften Fugen. Am Haus Gindele-West überziehen sie die ganze Giebelfassade. Die Eckquader tragen zusätzlich eine Binnenzeichnung, Fenstereinfassungen und Ortgang sind reicher ausgebildet. Alle diese Einzelheiten der Gliederung konnten in Resten nachgewiesen werden, so daß eine genaue Rekonstruktion des Gesamtbildes möglich wurde. Die Fassade bildet nun einen wirkungsvollen Abschluß zur Neuen Straße hin. Die ursprünglich stärker zugebaute Nordwand des Hauses trug diese Gliederung nicht, sondern nur eine Datierungskartusche mit der Jahreszahl 1598 unter der Traufe.

Eine vergleichbare Gliederung ließ sich außen an der Nikolauskapelle und dem Steinhaus nachweisen. Sie war hier jedoch auf einen graugrünen Kalkanstrich aufgemalt worden. Ursprünglich wird sie an allen Fassaden in voller Höhe vorhanden gewesen sein. Rekonstruiert wurde sie nur an den Seitenwänden im Obergeschoß und an den Fenstern der Ostfassade, da die spätromanischen Mauerflächen ihren eigenen Charakter behalten sollten und die Befunde am Ostgiebel nicht zur vollständigen Wiederherstellung ausreichten.

Die Nikolauskapelle war zu dieser Zeit profaniert und diente mit dem Steinhaus als Kalk- und Sandstadel. Für diese neue Nutzung wurde auch das Tor in die Kapellenostwand gebrochen, das zwar nun wieder innen zugemauert wurde, dessen restaurierte Torflügel aber außen ihren Platz behielten. Von einer Umnutzung als Scheuer oder Schupf zeugen auch die großen Toröffnungen in der wohl zu dieser Zeit neu aufgeführten Südwand des Steinhauses. Ein Zeitpunkt für diese Maßnahmen, zu denen wohl auch die Errichtung der kleinen Gewölbehalle an der Nordwand gerechnet werden muß, ist nicht überliefert. Da die Stadt 1642 die Baulichkeiten erwarb, scheint eine Datierung um 1650 nicht unbegründet zu sein.

Das gut erhaltene Fachwerk des Verbindungsbaues zwi-

schen Steinhaus und Gindele-West führt wieder zurück in das Jahr 1598, wie eine Datierungskartusche in Grisaille-Malerei mit Girlanden auf einem Gefach belegt. Dieses Fachwerk wurde freigelegt und wieder mit seiner originalgetreuen grauen Farbfassung einschließlich der Bandelierungen versehen. Die an das Fachwerk anschließende südliche Brandmauer besaß eine Quadrierung mit ornamentierten Friesen in der gleichen Art wie der Giebel Gindele-West. Auch dieser Befund wurde auf zuverlässiger Grundlage rekonstruiert.

Bis zum Umbau besaß dieser Zwischenbau über dem zweiten Fachwerkgeschoß ein Pultdach mit Traufe zum Hof. Die Ansprüche des neuen Raumprogrammes erforderten die Aufstockung um ein weiteres Geschoß und die Errichtung eines Giebels. Im Erdgeschoß lagen einst hinter den Arkadenbögen Gewölbe, die sich in das Gebäude Gindele-West hinein fortsetzten. Sie waren nur als baufällige Reste erhalten, so daß auf eine Rekonstruktion verzichtet wurde.

F. Die Schicht des 19. Jahrhunderts

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gelangten Nikolauskapelle und Steinhaus in Privatbesitz. Dies zog Umbauten vor allem im Obergeschoß des Steinhauses nach sich. Nach Süden wurden neue, große Fenster mit Klappläden geschaffen; das Treppenhaus wurde erneuert und erhielt 1825 ein Geländer, wie es ähnlich in vielen Ulmer Häusern erhalten ist. Konnte im Zuge des Umbaus dieses klassizistische Treppengeländer nicht übernommen werden, so entschloß man sich bei den Fenstern zu einer originalgetreuen Erneuerung. Allerdings erhielt diese Südseite auch einen neuen ockergelben Anstrich, auf dessen Wiederherstellung man jedoch verzichtete, um der eingangs genannten Gefahr des „Auseinanderrestaurierens“ zu begegnen. Auch hätten dann konsequenterweise die großen Öffnungen im Saal darunter analog zum Zustand des frühen 19. Jahrhunderts wieder vermauert werden müssen.

Ein deutlich sichtbares Zeugnis des späteren 19. Jahrhunderts ist schließlich die Sandsteingliederung im Erdgeschoß des Café Gindele. Ursprünglich war beab-

sichtigt, die beim Abbruch geborgenen Sandsteinquadern wiederzuverwenden, doch war deren Erhaltungszustand so schlecht, daß man sich für eine Rekonstruktion aus Kunststein entscheiden mußte.

Diese ausführliche Rechenschaft über die getroffenen Entscheidungen macht deutlich, daß die Restaurierung dieses Baukomplexes zu den kompliziertesten denkmalpflegerischen und sicher auch bautechnischen Aufgaben der letzten Jahrzehnte in Ulm gehört. Dennoch lassen sich die wichtigsten Ergebnisse auch auf einfache Nenner bringen: Die Erhaltung des staufischen Westgiebels vom Steinhaus, der Abschluß der Neuen Straße und der Frauenstraße mit den wirkungsvollen und damit für das Stadtbild so wertvollen Giebelfassaden, die Neuerschließung des Innenhofes für die Öffentlichkeit und schließlich die Wiedergewinnung des Kapellenraumes, den wir erst dann recht zu würdigen wissen, wenn wir uns in Erinnerung rufen, daß er der älteste von heute noch drei erhaltenen aus einem Gesamtbestand von einst 31 Kapellen der Stadt ist.

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg verbindet seine Freude darüber mit dem Dank an alle, die während der langen Planungs- und Bauzeit in ihrem Bemühen um die Rettung und angemessene Instandsetzung dieses Stückes Ulmer Altstadt nicht müde wurden. Daß

hiermit zugleich eine Initialzündung für weitere denkmalpflegerische Maßnahmen ausgelöst wurde, war zunächst nicht zu erwarten.

Inzwischen zeigen sich der Salmannsweiler Hof gegenüber in neuem Glanz und die Dreifaltigkeitskirche als vielversprechende Baustelle, so daß einer der Kernbereiche Ulms seine historische Gestalt bald wieder erhalten und mit neuem Leben füllen wird.

Literatur:

E. Schmidt und B. Scholkmann: Die Nikolauskapelle auf dem Grünen Hof in Ulm. Ergebnisse einer archäologischen Untersuchung. Mit Beiträgen von St. Kummer und Fr. Quarthal. In: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg. Bd. 7, 1981, S. 303–370.

Hellmut Pflüger: Ein wesentliches Stück der Ulmer Stadtgeschichte. Das Haus des Gotik-Bildhauers Michel Erhart ist gefallen. In: Südwestpresse vom 21. 12. 1976, S. 13. Ders. in Ulmer Forum, Heft 24, 1972, S. 32.

Dr. Hubert Krins

*LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen*

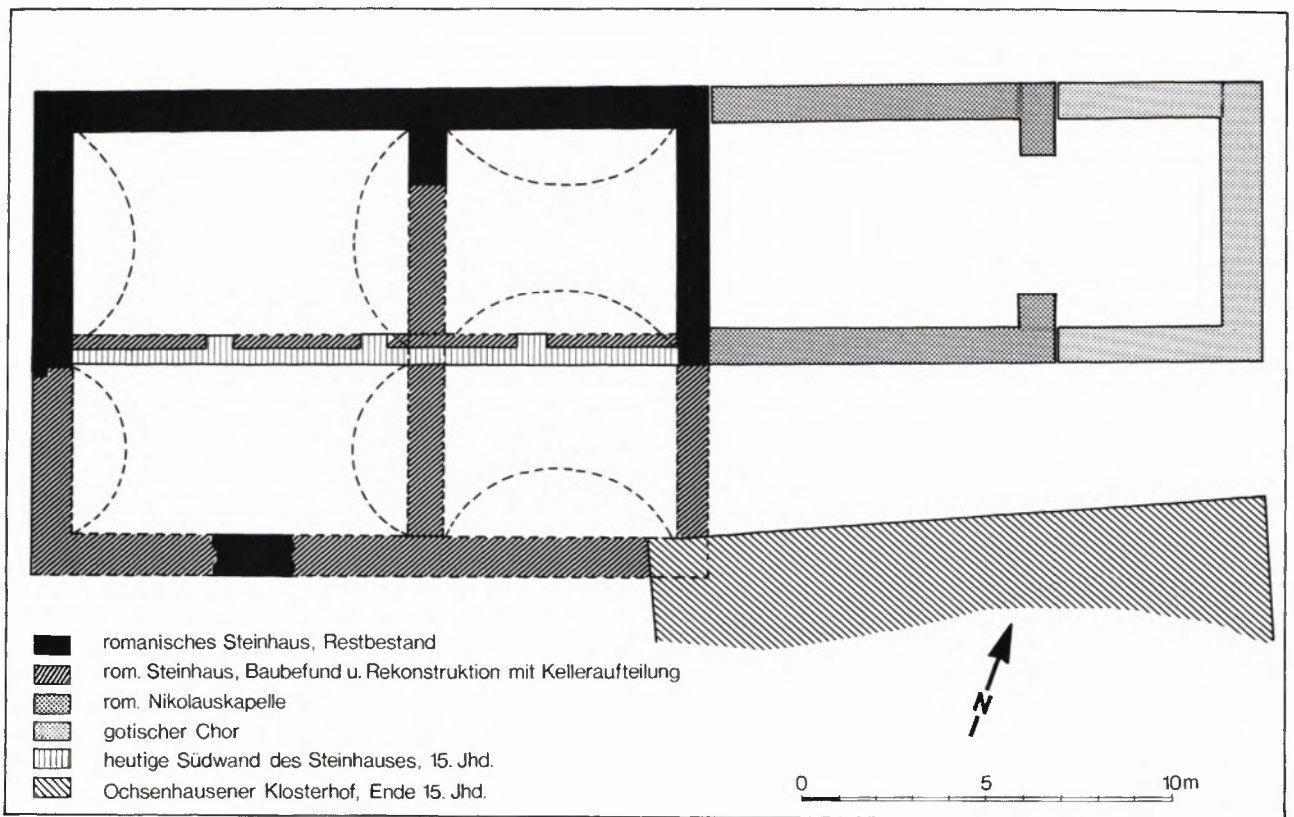
Erhard Schmidt: Untersuchungen zur Baugeschichte der Nikolauskapelle auf dem Grünen Hof in Ulm

Umfangreiche Sanierungsmaßnahmen an der Nikolauskapelle auf dem Grünen Hof in Ulm veranlaßten das Landesdenkmalamt Tübingen im Sommer 1978 eine archäologische Untersuchung durchzuführen mit dem Ziel, die Baugeschichte des ältesten erhaltenen Sakralbaues der ehemaligen Reichsstadt zu klären. Zudem sollte überprüft werden, ob ältere Siedlungsstrukturen, die in den Jahren 1970 bis 1973 südlich der Kapelle ergraben wurden, sich im Innenraum der Nikolauskapelle fanden. Eingebunden war die Untersuchung in den stadthistorischen Fragenkreis um die Bedeutung des Grünen Hofes, des südöstlichen Stadtquartiers der staufferzeitlichen Stadtanlage. Es bildete offenbar zu jener Zeit mit seiner Ansammlung klösterlicher Pfleghöfe einen Gegenpol zur Pfalz auf dem Weinhof im Westen der Staufferstadt. In dem insbesondere durch das Kloster Reichenau geprägten Stadtviertel ließ der kaiserliche Notar Marquard zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein repräsentatives Steinhaus mit östlich angebauter Kapelle, der Nikolauskapelle, errichten. Schon 1222 übertrug Marquard seinen Besitz an das Kloster Salem, von dem 1246 das Steinhaus und die Kapelle an das Kloster Reichenau gelangten.

Die Grabungsbefunde in der Nikolauskapelle lassen sich unschwer zwei unterschiedlichen Komplexen zuordnen, in ältere, aus einer Zeit vor der Errichtung der Kapelle stammende Siedlungsbefunde und in jüngere, mit dem Kapellenbau verknüpfte Befunde. Die Siedlungstätigkeit dokumentierte sich in großen Gruben, die in den anstehenden Untergrund eingetieft waren

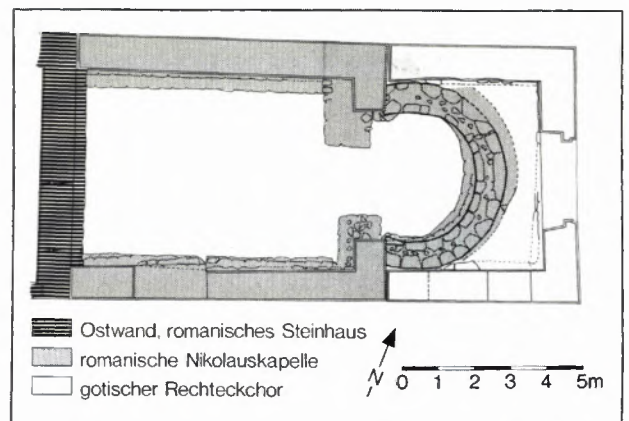
und deren Zweckbestimmung nicht in allen Fällen erschlossen werden konnte, und in verfüllten Pfostengruben als Nachweis einer ebenerdigen Holzbebauung. Durch Überschneidung der Gruben ließen sich drei Siedlungsphasen ermitteln. Der Beginn der Besiedlung ist nach Aussage der Keramikfunde in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts anzusetzen, sie reichte mit ihrer jüngsten Phase in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die in der Nikolauskapelle ergrabenen Siedlungsstrukturen setzen sich außerhalb der Kapelle weiter fort, wie die 1970 bis 1973 auf dem Grünen Hof durchgeführten Grabungen belegen. Sie gehörten, soweit die Funde und die Grubenquerschnitte interpretierbar waren, zu gewerblichen Produktionsstätten.

Wenig später, wohl kurz nach 1200, erfolgte der Bau des ursprünglich erheblich breiteren Steinhauses und der Nikolauskapelle, von der trotz späterer Veränderungen die Langhauswände mit teilweise vermauerten hochliegenden Rundbogenfenstern noch erhalten sind. Im Fundamentbereich war ablesbar, daß die Kapelle an das bestehende Steinhaus angebaut worden war, doch scheint dies als Bauabfolge in einer einheitlichen Baukonzeption erfolgt zu sein. Die romanische Kapelle besaß eine eingezogene Apsis. Auffällig war, daß das aufgehende Mauerwerk insbesondere im Bereich des Chorbogens und der Apsis nicht exakt auf den Fundamenten aufgebaut worden war. Es hatte den Anschein, als sei der Grundriß der Kapelle zunächst nur grob ausgesteckt und erst nach der Fundierung exakt vermessen worden. Dabei wurde der Grundriß der Apsis von ei-



1 und 2 GRUNDRISS *des romanischen Steinhauses und der Nikolauskapelle mit den ergrabenen romanischen Befunden.*

3 NORDWAND *der Nikolauskapelle nach der Restaurierung 1980.*



4 ANSATZ *der romanischen Apsis in der Verzahnung mit den Quadern des südlichen Triumphbogens.*





5 OSTWAND des Chores der Nikolauskapelle in ruinösem Zustand (1978).

nem Halbkreis hufeisenförmig umgestaltet. Unmittelbar vor der Südwand des Langhauses war eine Steinbank angebracht, die am Triumphbogen beginnend etwa zwei Drittel der Wandlänge maß. Der Fußboden der romanischen Kapelle bestand aus einem Kalkmörtelstrich, der auf eine Steinrollierung aufgebracht worden war. Der Chorboden war erhöht, drei Stufen führten zu ihm hinauf. Der Zugang zur Kapelle erfolgte vom westlich anschließenden Steinhaus aus.

Es überrascht, daß dieser einfache Grundrißtyp, der in karolingischer und ottonischer Zeit durchaus gebräuchlich ist, bei der Nikolauskapelle noch im beginnenden 13. Jahrhundert Anwendung findet, in einer Zeit, in der Sakralbauten sich im allgemeinen längst durch einen stärker gegliederten Grundriß der östlichen Gebäudepartien auszeichnen.

Die erste einschneidende Änderung erfuhr die Nikolauskapelle mit dem Abbruch der romanischen Apsis, die dem Neubau eines größeren Chores weichen mußte. Der Chor erhielt einen schlichten, querrechteckigen Grundriß in der Breite des Kirchenschiffes, so daß die Nikolauskapelle nun zu einem langgestreckten Saal wurde, der lediglich durch den Triumphbogen eine Raumteilung zwischen Langhaus und Chor erfuhr. Wie die teilweise erhaltenen Dienste belegen, war der Chor eingewölbt. Seine Ostwand erhielt eine schmale Tür, deren Spitzbogen mit Blendmaßwerk geschlossen war. Die Schwelle lag drei Stufen über dem Außenniveau. Im Zuge dieser Baumaßnahme wurde auch der Boden im Schiff erhöht. Auf einer Planierschicht fand sich eine Sandschicht, in die offenbar ein nicht mehr erhaltener Plattenboden eingebettet war. Das Schiff der Kapelle wurde zu diesem Zeitpunkt baulich nicht verändert, aber es wurde mit Wandbildern versehen, die teilweise freigelegt wurden. Die Umbaumaßnahme erfolgte im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts und dürfte mit der überlieferten Altarneuweihe 1383 abgeschlossen worden sein.

Ende des 15. Jahrhunderts ging die Nikolauskapelle in



6 BEI DER RESTAURIERUNG der Chorostwand wurde eine gotische Tür mit Blendmaßwerk freigelegt.

den Besitz des Klosters Ochsenhausen über, das weitere bauliche Veränderungen vornahm. Am aufgehenden Mauerwerk war eine Einwölbung des Langhauses ablesbar. In diese Zeit fällt auch die Erhöhung des Gebäudes um ein Geschloß und der Bau eines Verbindungsganges zum benachbarten Ochsenhauser Klosterhof in Höhe des Obergeschosses. Mit der aus Baunachrichten belegten Neuweihe des Jahres 1499 waren die Umbauten vollzogen.

Nach der Einführung der Reformation in Ulm verlor die Nikolauskapelle ihre Funktion und wurde profaniert. Sie diente in der Folgezeit als Lagerhaus. Der neuen Nutzung gemäß erfuhr sie mehrfach bauliche Veränderungen. Zwischenwände und Decken wurden eingezogen. Der Durchbruch eines großen Tores in der Ostwand des Chores resultiert aus den Erfordernissen der gewandelten Nutzung. Durch Bombeneinwirkung im 2. Weltkrieg stark beschädigt stand die Nikolauskapelle lange als Ruine, bis sie 1978 bis 1980 grundlegend saniert und einer neuen Nutzung zugeführt werden konnte.

Literatur:

Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung, 1977. R. Wortmann: Die Kirchenbauten in Ulm von den Anfängen bis zur Gegenwart. In: Kirchen und Klöster in Ulm, hrsg. von H. E. Specker und H. Tüchle 1979, 507 ff.

E. Schmidt und B. Scholkmann: Die Nikolauskapelle auf dem Grünen Hof in Ulm. Ergebnisse einer archäologischen Untersuchung. Mit Beiträgen von St. Kummer und Fr. Quarthal. In: Forschung und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 7, 1981, 303-370.

Erhard Schmidt
LDA · Archäologie des Mittelalters
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen

Elisabeth Erdmann: Archäologische Schaufenster im Merdinger Rathaus

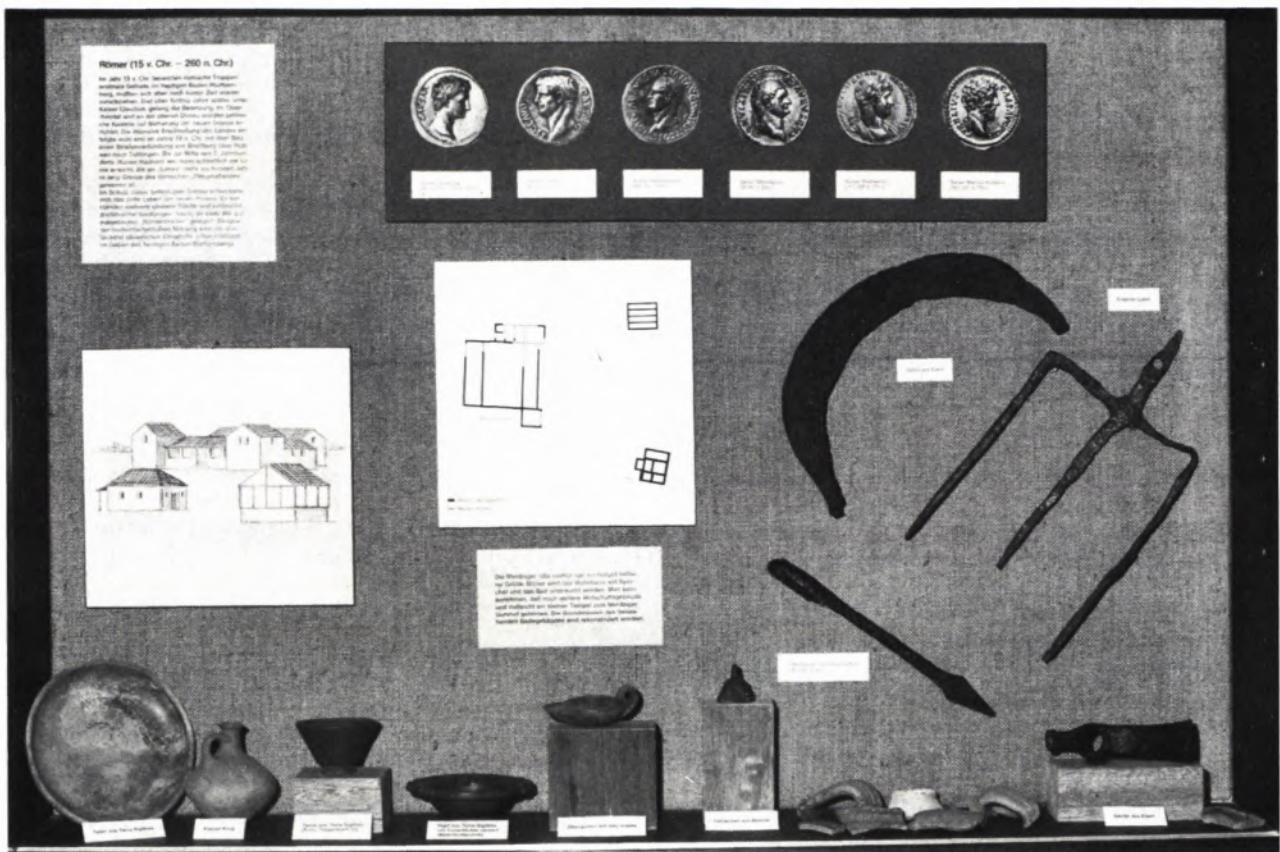
Seit Juni 1982 besteht an der Pädagogischen Hochschule Freiburg eine Arbeitsgruppe „Heimatbezogener Geschichtsunterricht“. Ihre Mitglieder (Alfred Erhart, Uta Heideborn, Klaus Hoggenmüller, Willi Lenz, Manfred Müller) sind Lehrer aller Schularten; vom Oberschulamt Freiburg ist sie als geeignete Maßnahme zur Fortbildung von Lehrern anerkannt. Die Leitung der Arbeitsgruppe hat die Verfasserin dieses Beitrags vom Fach Geschichte der Pädagogischen Hochschule.

Die Arbeitsgruppe hat sich die Aufgabe gestellt, den Lehrern geeignete Handreichungen zur Einbeziehung von Geländedenkmälern und historischen Bauten in den Geschichts- und in den Heimat- und Sachunterricht zur Verfügung zu stellen.

Die Arbeitsgruppe wollte zum Auftakt ihrer Arbeit an einem überschaubaren Objekt Erfahrungen sammeln. Für diesen Zweck wählte sie die Gemeinde Merdingen am Tuniberg, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, aus, die einerseits eine durchgehende Besiedlung von der Altsteinzeit bis heute aufweist, zum andern in reichem Maße Bodendenkmale und historische Bauten besitzt. Bereits im 19. Jahrhundert wurden auf der Gemarkung Merdingen einige hallstattzeitliche Grabhügel untersucht. Beim Bau des Westwalls 1939/40 wurden alamannische Friedhöfe und Siedlungen angeschnitten. Eine davon existierte vom 7. bis ins 13. Jahrhundert. Im Zusammenhang mit einer Kiesgrubenerweiterung wurde 1964 und 1966 die Ausgrabung des seit 1939 bekannten Fundplatzes fortgesetzt. Römische Fundamente wa-

1 ARCHÄOLOGISCHES Schaufenster im Rathaus Merdingen (zugänglich während den Dienstzeiten).





2 AUSGESTELLT sind in den Schaufenstern Funde aus Merdingen, hier z. B. aus der römischen Villa.

ren bereits 1926 entdeckt und teilweise ausgegraben worden. Weitere Baureste einer Villa rustica ließen sich damals im Wiesen- und anschließenden Waldgelände eher vermuten als genau lokalisieren. Als das Wiesen- gelände dann unter den Pflug kam, wurde schnell die Lage weiterer römischer Steinbauten, aber auch das Ausmaß der Zerstörung durch die neue Form der land- wirtschaftlichen Nutzung sichtbar. Seit 1977 wurden das Wohngebäude, das Badegebäude und ein Speicher der Villa rustica ergraben. Nach der vollständigen Frei- legung des Badegebäudes wurde in der Gemeinde Mer- dingen der Wunsch laut, wenigstens diesen einen Bau zu konservieren. Das ist auch geschehen; der Bau eines Schutzdaches bot die Voraussetzung dafür (vgl. G. Fin- gerlin, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 12, 1, 1983, S. 13–15).

Um die archäologischen Funde aus den verschiedenen Grabungen wenigstens in bescheidenem Umfang in der Gemeinde zugänglich zu machen, bat Bürgermeister Schopp aus Merdingen die Außenstelle Freiburg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Abteilung Bodendenkmalpflege, zwei Vitrinen in der Eingangs- halle des Merdinger Rathauses auszustatten. Die Au- ßenstelle des Landesdenkmalamtes stimmte diesem Wunsch zu, sah sich aber nicht in der Lage, in absehba- rer Zeit selbst die Einrichtung der Vitrinen vorzuneh- men.

Sofort nach der Konstituierung der Arbeitsgruppe brachte die Außenstelle Freiburg zwei Bitten vor. Zum einen sollten die Texte für die geplanten Hinweistafeln am restaurierten Badegebäude auf ihre Verständlichkeit hin durchgesehen werden, denn die Erläuterungen soll- ten für alle Besucher, d. h. auch für Schüler, gut ver-

ständig sein. Zum anderen wurde gebeten, die zwei Vitrinen in der Eingangshalle des Merdinger Rathauses mit archäologischen Funden, die auf der Merdinger Gemarkung gemacht wurden, auszustatten.

Die Arbeitsgruppe übernahm diese Aufgaben gerne – aus folgenden Überlegungen:

1. Es ist wichtig und wünschenswert, daß die Bewohner einer Gemeinde die Geschichte ihres Ortes kennen.
2. Das ist u. a. zu erreichen, wenn die archäologischen Funde, die auf der Gemarkung gemacht wurden, am Ort zugänglich sind.
3. Das so vermittelte Wissen schafft ein vertieftes Ver- ständnis für und eine bessere Einsicht in geschichtliche Zusammenhänge.
4. Auf diese Weise kann auch größeres Verständnis der Bürger erwartet werden, wenn sich durch Grabungen bei der Feldbestellung Schwierigkeiten ergeben.
5. Unter der Voraussetzung, daß die Funde (oder ge- treue Nachbildungen) am Ort zugänglich und entspre- chend geklärt sind, ist es möglich, die Schulklassen des Ortes mit der Geschichte ihrer Gemeinde vertraut zu machen.
6. Auch für Schulklassen aus der Region bieten die archäologischen Schaufenster in Verbindung mit den Bodendenkmälen und den historischen Bauten des Ortes die Möglichkeit, einen anschaulichen Überblick von der Jungsteinzeit bis heute zu erhalten.

Die Verwirklichung des Vorhabens ging folgenderma- ßen vor sich: Zuerst wurden die Textvorschläge in der Arbeitsgruppe durchgesprochen und Verbesserungsvor- schläge diskutiert. Eine Besichtigung der noch erkenn-

baren Bodendenkmale, der historischen Bauten und des Ortsbildes von Merdingen ergab einen ersten Überblick über den Umfang der Arbeit. Von da an wurde zweigleisig gearbeitet: Die Erstellung von Handzeichnungen für die Lehrer ging parallel mit der Arbeit für die archäologischen Schaufenster. Jene wird in absehbarer Zeit abgeschlossen und veröffentlicht werden. Diese wickelte sich folgendermaßen ab: Zwei Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft arbeiteten die Ortsakten im Landesdenkmalamt durch (dort werden die archäologischen Funde eines jeden Ortes zusammenhängend registriert) und berichteten über die Funde der einzelnen Epochen in Merdingen. Daraufhin wurde von der Arbeitsgemeinschaft beschlossen, lediglich die Epochen darzustellen, die durch Funde am besten dokumentiert waren. Die Funde sollten in den Vitrinen durch Grundrisse, Rekonstruktionszeichnungen und einführende Texte weiter erläutert werden. Damit erklärt sich die Beschränkung auf die Jungsteinzeit, die Bronzezeit/Urnenfelderzeit, die Hallstattzeit, die Zeit der Römer und der Alamannen (also unter Ausschluß der Altsteinzeit und der Latènezeit). Auf dieser Grundlage erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt die Auswahl der Funde bzw. der Nachbildungen, die ausgestellt werden sollten. Bereits bei der Auswahl waren die Maße der festmontierten Wandvitrinen in der Eingangshalle des Merdinger Rathauses zu berücksichtigen, vor allem ihre geringe Tiefe. In diesem Zusammenhang wurde das Landesmuseum Karlsruhe gebeten, eine Nachbildung des Goldarmbandes aus der späten Hallstattzeit herzustellen, das bereits 1859 in einem Grabhügelfeld zwischen Ihringen und Merdingen gefunden wurde und seitdem in Karlsruhe liegt.

Da nicht geklärt war, woher die geschliffenen Kalkmarmorplatten aus dem römischen Badegebäude stammen, mit denen die Wannen und Teile des Bades ausgekleidet waren, bemühten wir uns um ein Gutachten von Geologen. Prof. Dr. M. Joos von der Universität Basel gelang es, die Herkunft der Kalkmarmorplatten im Schweizer Jura in der Gegend vom Birstal oder von Solothurn zu lokalisieren. Der Transport konnte in beiden Fällen auf dem Wasserweg erfolgen, im einen Fall zuerst auf der Birs, im andern Fall zuerst auf der Aare, in beiden Fällen dann weiter auf dem Rhein bis zu einem Hafen in der Nähe von Merdingen.

In diesem Stadium der Arbeit wurden allgemein orientierende Texte zu den genannten Epochen besprochen und verfaßt. Unter Zuhilfenahme maßstabgetreuer Skizzen der auszustellenden Gegenstände, die ein Mitglied der Arbeitsgruppe angefertigt hatte, wurde über die Gestaltung der Schaufenster beraten. Dabei wurde darauf geachtet, daß Exponate, Grundriß- und Rekonstruktionszeichnungen, Fotografien und Texte in einem ausgewogenen Zusammenhang standen. Bei der Aus-

wahl der Rekonstruktionszeichnung des Steinbohrers, von der es verschiedene Varianten gab, beriet uns Herr Prof. Dr. W. Pape von der Universität Freiburg. Zeichnungen und Abzüge von Fotografien wurden von Mitgliedern der Arbeitsgruppe und vom Landesdenkmalamt hergestellt.

Da die römischen Münzfunde aus Merdingen spärlich und nicht besonders gut erhalten sind, wurde auf Münzen als Exponate verzichtet. Dafür wurden Fotografien von Münzbildern der Kaiser Augustus, Claudius, Vespasianus, Domitianus, Hadrianus und Marcus Aurelius ausgestellt, da diese Herrscher für den hiesigen Raum von Bedeutung waren.

Nach dem Druck der Texte und dem Aufziehen der Zeichnungen und Fotografien konnte die Arbeit an den Schaufenstern im Merdinger Rathaus beginnen. Die Reaktion der Besucher des Rathauses, die die kleine Ausstellung im Entstehen sahen, zeigte deutlich, wie groß das Interesse ist, mehr über die Funde auf der heimischen Gemarkung zu erfahren.

Zusammen mit dem rekonstruierten Badegebäude konnten am 3. 6. 1983 die archäologischen Schaufenster der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Zu diesem Termin wurde auch eine Beschreibung der archäologischen Schaufenster fertiggestellt. Sie verwendet die einführenden Texte in die dargestellten Epochen und geht auf die ausgestellten Funde ein. Diese Beschreibung soll dazu dienen, daß sich ein Interessent, der eine Exkursion – mit Erwachsenen oder mit Schülern – nach Merdingen vorbereiten will, zuvor eingehend orientieren kann. Erfreulicherweise war es möglich, die Beschreibung in der Druckerei der Pädagogischen Hochschule Freiburg auf Kosten der Gemeinde Merdingen vervielfältigen zu lassen.

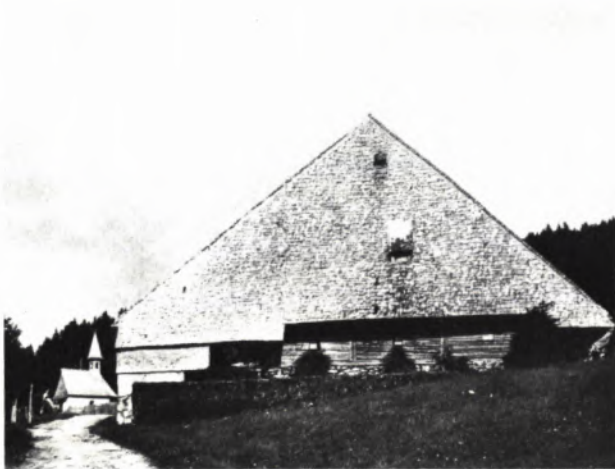
Bei der Gestaltung der archäologischen Schaufenster erhielt die Arbeitsgruppe bereitwillig die gewünschten Auskünfte von Experten und die Unterstützung vor allem des Landesdenkmalamtes, aber auch der Gemeinde Merdingen und der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Diese Hilfe und die gute Zusammenarbeit waren die Voraussetzung dafür, den Plan in der gewünschten Weise realisieren zu können.

Diesem Bericht über das Projekt von Merdingen liegt die Absicht zugrunde, Ermunterung und Anregungen zu geben, in dieser oder einer ähnlichen Form auch an anderen Orten Geschichte sichtbar zu machen und das Interesse der Bürger dafür zu wecken und zu fördern.

*Dr. Elisabeth Erdmann
Fach Geschichte
Pädagogische Hochschule Freiburg
Kunzenweg 21
7800 Freiburg*

Im Hochschwarzwald sterben nicht nur die Bäume

1978 und 1983 wurden im Hochschwarzwald Kulturdenkmale erfaßt. Die nun schon dokumentarischen Fotos von 1978 und die Aufnahmen von 1983 ermöglichen einen aufschlußreichen Vergleich. Er bringt eine verhängnisvolle Entwicklung bei den Veränderungen an Schwarzwaldhäusern und ihren charakteristischen Nebenbauten zutage. Die Umbauten an Schwarzwaldhöfen – die gezeigten Beispiele wurden ohne Kenntnis des Landesdenkmalamtes durchgeführt – lassen sich im Grunde auf zwei Ursachen zurückführen, zum einen auf die sich schnell wandelnden Betriebsformen in der Landwirtschaft, zum anderen auf den Tourismus, der mehr und mehr den ländlichen Raum des Hochschwarzwaldes beherrscht. Die Veränderungen sind teilweise so einschneidend, daß einige der betreffenden Objekte ihre Kulturdenkmaleigenschaft verloren haben. W. Kaiser



1 „HEIDENHAUS“ (1673) mit stallseitigem, tiefem Walm und ursprünglicher Bohlenständerwand (1953).



2 DERSELBE HOF mit modernem Stallteil und mächtigen Futtersilos (1983).



3 „HEIDENHAUS“ mit traditionellem, glattflächigem Dach (um 1978).



4 DER HOF zeigt 1983 einen umfangreichen Anbau mit uncharakteristischer Schmetterlingsgaube.



5 WOHNTTEIL eines „Heidenhauses“ mit weitgehend intakten Fensterbänken und verputzten Bohlenständerwänden (1978).



6 AUFGEMAUERTER Wohnteil und untypische breitrechteckige Fenster mit großflächigen Scheiben am gleichen Hof (1983).



7 „HEIDENHAUS“ mit charakteristisch tiefgezogenem Walm und überwiegend erhaltener Schindeldeckung (1978).



8 STALLTEIL dieses Hofes (1983) mit Krüppelwalmdach und Asbest-Zement-Schieferdeckung.



9 BERGHAUS mit weitgehend erhaltener Konstruktion. Kaum verändertes Fensterband im Bereich der Stube (1978).



10 DIESES BERGHAUS 1983: massiv gemauerte Wände, Betondecken, Garagenanbau, Flächenfenster.

Kulturdenkmal sucht Liebhaber

Die ehemalige „Untere Mühle“ in Stammheim/Stadt Calw sucht einen neuen Eigentümer. Es handelt sich um eine eingeführte Gaststätte in ehemaliger Mühle des 19. Jahrhunderts mit ausgebauten Gastzimmern und Nebengebäuden im idyllischen Seitental der Nagold, stadtnah gelegen. Liebhaberobjekt durch eines der größten überschlächtigen Mühlräder Südwestdeutschlands (Durchmesser 11,5 m) und wegen des mit der Gaststätte verbundenen Mühlenmuseums.

Kontaktadresse:
LDA · Bau- und Kulturdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe



Denkmalnotizen

Remshalden-Buoch, Rems-Murr-Kreis

Beim Bau eines Gemeindezentrums in Remshalden-Buoch wurde 1980 eine Fundschicht angeschnitten, aus der eine große Menge Keramikscherben der sog. Schwäbischen Feinware geborgen werden konnte. Diese gelbtonige, häufig mit roter Bemalung versehene Keramikgattung gehört zu den qualitativsten Produkten des hohen und späten Mittelalters. Mit Hilfe der Fundstücke aus Remshalden-Buoch konnte im Zuge ihrer Bearbeitung die bisherige Kenntnis der „Schwäbischen Feinware“ beträchtlich erweitert werden. Aufgrund von zahlreichen Bruchstücken, die von mißlungenen Gefäßen, Fehlbränden stammen, ließ sich schließen, daß die geborgene Keramik am Ort gebrannt worden sein muß. Ausgehend von dieser Tatsache, wurden Proben der „Schwäbischen Feinware“ aus Buoch und anderen Fundorten chemischen Analysen unterzogen, die zu dem Ergebnis führten, daß alle untersuchten Fundstücke in Remshalden-Buoch hergestellt worden sein müssen. Damit kann als gesichert gelten, daß sich in Remshalden-Buoch Töpfereien befunden haben, die den gesamten Bedarf an „Schwäbischer Feinware“ abgedeckt haben dürften. Abnehmer war – dies belegen die Befundzusammenhänge, bei denen die „Schwäbische Feinware“ begegnet – die „Oberschicht“ der Zeit. Remshalden-Buoch war offenbar Standort einer privilegierten Produktionsstätte, die gleichsam das Monopol für die Herstellung der „Schwäbischen Feinware“ hatte und die Stellung einer „Staufischen Hofmanufaktur“ besaß.

Ausgehend von den nun vorliegenden Ergebnissen, wird gegenwärtig erwogen, in Remshalden-Buoch die

Ausweisung eines Grabungsschutzgebietes anzustreben, um auch auf diese Weise die Erforschung der Produktionsstätte sicherzustellen. *H. Schäfer/U. Gross*

Stuttgart, Schloß Solitude

Nach achtjährigen Bauarbeiten konnte das vom Einsturz bedrohte Fachwerk-Schloß saniert und in großen Teilen restauriert der Öffentlichkeit wieder zurückgegeben werden. In hellem Ockergelb erstrahlt das zuvor weiße Hauptgebäude nun in seiner an Farbresten noch festgestellten barocken Farbigkeit. Am Deckenbild des Weißen Saals und der nördlichen Freitreppe sowie an der Restaurierung der interessanten Räume im Sockel des Hauptgebäudes wird noch weitergearbeitet.

N. Bongartz

*

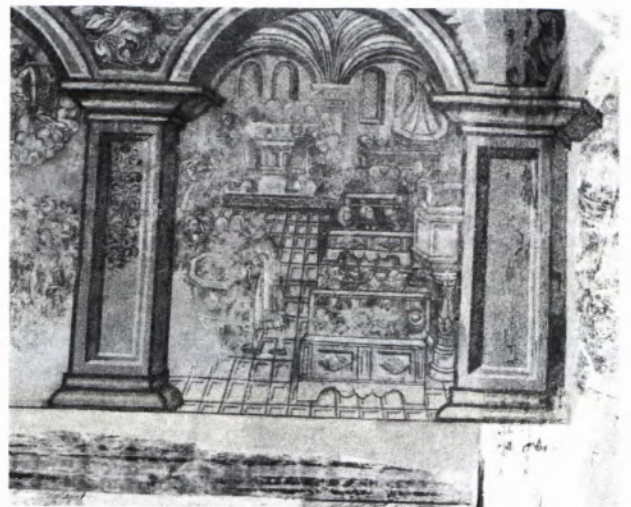
Bietigheim, Kreis Ludwigsburg, Hornmoldhaus

In den Jahren 1978/80 wurde in Bietigheim das Hornmoldhaus umfassend renoviert. Die in mehreren Räumen gefundenen Dekorationsmalereien aus dem 16. Jahrhundert wurden erneuert bzw. nach den Befunden weitgehend rekonstruiert.

Ausgenommen von der damals durchgeführten Renovierung war das Hintergebäude, die sog. Hornmoldscheuer. In ihr befindet sich die ehemalige Sommerstube des Vogtes Hornmold. Diese Kostbarkeit von 1545 gehört in Württemberg zu den Spitzenleistungen der Dekorationsmalerei des 16. Jahrhunderts. Eine noch fast vollständig erhaltene bemalte Decke ist mit ver-



Bietigheim, Hornmoldhaus



Hornmoldhaus, Detail

schlungenen Pflanzenornamenten, stilisierten Lilien, Rosen und Granatäpfeln geschmückt, in zwei Reihen sind Medaillons angeordnet. Zwei dieser Medaillons zeigen Vexierbilder: den Teufel mit dem Papst, den Abt mit dem Narren, in der damaligen Zeit eine gezielte Satire auf das Papsttum, Vergleichbares wurde bisher im Land nicht gefunden. Zwei Wände neben dem Eingang und die Eingangstüre selbst sind mit Architekturmalereien auf der Fachwerkkonstruktion und auf den Putzfeldern bemalt. Die größeren Putzfelder sind nochmals gegliedert und mit religiösen Motiven in einem fortlaufenden Zyklus bemalt. Es handelt sich um Grisaillemalereien in grauer Tönung mit gelben Höhungen. Leider ist der Erhaltungszustand gegenüber der Decke durch die bisherige wechselnde Nutzung – zeitweise wurden in diesem Raum Brennmaterialien gelagert – sehr schlecht. Große Malereipartien sind durch mechanische Beschädigungen verlorengegangen. Eine eingehende Untersuchung durch das Landesdenkmalamt machte es möglich, den Restbestand so weit zu lokalisieren und auszuwerten, daß sich daraus ein Restaurierungskonzept entwickeln ließ. Mit einer sehr dichten Punktretusche im Fehlstellenbereich werden die umliegenden originalen Malerieste eingebunden, für den Betrachter werden dadurch die Bilder wieder lesbar. Dieses Ziel ist aber nur mit einem sehr hohen Zeitaufwand zu

erreichen, für diese einmalige Ausstattung scheint dieses jedoch eine angemessene Investition. Die Restaurierungsarbeiten werden über ein Jahr dauern.

Nach der Fertigstellung wird die von Hornmold als „Humanistenklausur“ geschaffene Sommerstube der Stadt Bietigheim als Trauzimmer dienen. *H. Reichwald*

*

Sindelfingen, Kreis Böblingen, ehem. Chorherrenhaus

Am ehemaligen Chorherrenhaus in der Stiftsstraße 2 (datiert 1454) wurde während des Abbruchs einer angrenzenden Scheuer ein bis dahin verdeckter Fenstererker mit Resten eines äußeren vertikalen (!) Schiebeladens freigelegt. Während horizontale Schiebeläden noch an Lüftungsöffnungen wie Dachluken anzutreffen sind und sonst für den schwäbischen Bereich nur Klappläden bekannt sind, hat sich an dem neu entdeckten Sindelfinger Beispiel mit einer beidseits genuteten Führungsleiste ein seltenes Indiz für mehrere in das Brüstungsfeld hinableitende Schiebeläden an einem Fenstererker erhalten. Die gleiche Schiebeladenkonstruktion, die am Wimpfener Steinhaus noch in Werkstein erhalten blieb, konnte vor wenigen Jahren anhand wiederverwendeter Hölzer auch für das Haus Brühlstraße 1 in Beuren, Kreis Esslingen, nachgewiesen werden. *U. Boeyng*

Chorherrenhaus Sindelfingen



Detailaufnahme



Langenbeutingen, Kreis Heilbronn, „Unteres Kirchle“

Im Rahmen des Schwerpunktprogrammes Denkmalpflege des Landes Baden-Württemberg konnte im Kreis Heilbronn im September 1983 die Instandsetzung des sog. Unteren Kirchles in Langenbeutingen (Gemeinde Langenbrettach) abgeschlossen werden. Das seit langem profanierte und kaum genutzte Gebäude, eine ehemalige Marienkirche, geht im Kern auf eine romanische Chorturmanlage zurück. Die beiden Geschosse werden jetzt als Gemeindesäle der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde genutzt. Ein entsprechender Neubau war damit nicht mehr erforderlich. Einen überraschenden Befund erbrachte die restauratorische Untersuchung der Putzfelder des Fachwerkgeschosses: aufgemaltes Ziegelmauerwerk aus der Zeit des 16. Jahrhunderts mit dekorativer Diagonalgliederung im Brüstungsbereich an der Südfassade.

Dank des von seiten der Gemeinde entgegengebrachten Verständnisses konnte diese bisher nur an wenigen Gebäuden in Nordwürttemberg nachgewiesene Fassadengliederung nach dem historischen Vorbild zurückgewonnen werden. *S. Weyrauch*



Ludwigsburg, Inselkapelle beim Schloß Monrepos

Im Herbst 1983 wurden die substanzerhaltenden Maßnahmen zur Sicherung der heutigen Kirchenruine abgeschlossen. Die als Inselkapelle bezeichnete Kirche ist ein Frühwerk von Nikolaus Thouret und gebaut für den Schloßpark in Hohenheim. Die im neugotischen Stil gehaltene Kirche war auf Anordnung Herzog Friedrichs I. von Thouret 1803 nach Monrepos transloziert und auf einer künstlich aufgeschütteten Felseninsel wieder aufgebaut, 1944 durch Bomben schwer beschädigt worden; sie ist seither Ruine. Die durchgeführten Arbeiten lagen schwerpunktmäßig im Bereich der Fundamentunterfangung, der Sicherung der Umfassungswände des Kirchenschiffs durch eine Ringankerkonstruktion und von Steinmetzarbeiten, die vor allem im stehengebliebenen Turm notwendig waren. *U. Gräf*





Zustand 1972



Zustand 1929 (und 1984)

Stuttgart, Weißenhofsiedlung

Im Zuge der Sanierung der Weißenhofsiedlung von 1927 wurden im Herbst 1983 das dem Mietshaus von Peter Behrens nach dem Krieg aufgesetzte Satteldach wieder abgenommen und die übrigen Nachkriegsumbauten wieder rückgängig gemacht. Der markante Terrassenbau mit seinen Flachdächern läßt wieder seine

ursprünglichen abgewogenen Proportionen erkennen, die er durch das unpassende Dach verloren hatte.

Nach der vorangegangenen Wiederherstellung des Scharoun-Hauses und des „kleinen“ Corbusier-Baus ist damit der erste von drei Bauabschnitten in der Sanierung der Weißenhofsiedlung erreicht, der auch den „großen“ Corbusier und die Oud-Gruppe umfaßt.

N. Bongartz

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:
 J. Feist, Pliezhausen 19, 20 Abb. 8, 21–24;
 Stadtarchiv Ulm, W. Adler 16;
 E. Erdmann, Freiburg 28, 29;
 Gebrüder Metz, Tübingen 33;
 LDA-Stuttgart Titelbild, 1, 4, 5, 34–35, 36 Abb. links;
 LDA-Freiburg 7–9, 31–32;
 LDA-Karlsruhe 11–15;
 LDA-Tübingen 17, 20 Abb. 7, 9, 26, 27.

Aus: H. Schilli, Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953, 31 Abb. 1.
 Aus: Bau und Wohnung. Herausgegeben vom Deutschen Werkbund, Stuttgart 1927, 36 Abb. rechts.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:
 Stadt Stuttgart, Gartenbauamt 2;
 LDA-Freiburg 6;
 LDA-Karlsruhe 10, 12, 13;
 LDA-Tübingen 17, 18, 26.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

<p>Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag</p>	<p>Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag <i>Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm</i></p>	<p>Band 5 Hans-Wilhelm Heine <i>Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Band 2 Eduard M. Neuffer <i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 9 Klemens Scheck <i>Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960</i> Stuttgart 1977</p>
<p>Band 1 Peter Breitling Hans Detlev Kammeier Gerhard Loch <i>Tübingen Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i> München/Berlin 1971</p>	<p>Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann München/Berlin 1978 <i>Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim</i></p>	<p>Band 6 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1979</p>	<p>Band 3 Teil 1: Robert Koch <i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i> Teil 2: Alix Irene Beyer <i>Die Tierknochenfunde</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 10 Peter Paulsen Helga Schach-Dörge <i>Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)</i> Stuttgart 1978</p>
<p>Band 2 Reinhard Lieske <i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Bearbeitet von Hans Huth, mit Beiträgen von E. Gropengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab München/Berlin 1982</p>	<p>Band 7 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1981 LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Band 4 Teil 1: Gustav Riek <i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 11 Wolfgang Czysz, Hans Heinz Hartmann, Hartmut Kaiser, Michael Mackensen, Günter Ulbert <i>Römische Keramik aus Bad Wimpfen</i> Stuttgart 1981</p>
<p>Band 3 <i>Stadtkern Rottweil Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i> München/Berlin 1973</p>	<p>Adolf Schahl, <i>Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises</i> München/Berlin 1983</p>	<p>Band 8 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1983 LDA · Selbstverlag Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth Tübingen</p>	<p>Teil 2: Joachim Boessneck Angela von den Driesch <i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 12 Ursula Koch <i>Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden</i> Stuttgart 1982</p>
<p>Band 4 Heinz Althöfer Rolf E. Straub Ernst Willemsen <i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i> München/Berlin 1974</p>	<p>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Band 1 Günter P. Fehring <i>Unterregenbach Kirchen, Herrnsitz, Siedlungsbereiche</i> Stuttgart 1972 Verlag Müller & Gräff</p>	<p>Fundberichte aus Baden-Württemberg E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele u. Obermüller) Band 1 Stuttgart 1974 Band 2 Stuttgart 1975 Band 3 Stuttgart 1977 Band 4 Stuttgart 1979 Band 5 Stuttgart 1980 Band 6 Stuttgart 1981 Band 7 Stuttgart 1982 Band 8 Stuttgart 1983</p>	<p>Band 5 Hans Klumbach <i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i> Stuttgart 1973</p>	<p>Band 13 Mostefa Kokabi <i>Aræ Flaviae II Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil</i> Stuttgart 1982</p>
<p>Band 5 <i>Der Altar des 18. Jahrhunderts Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe</i> München/Berlin 1978</p>	<p>Band 2 Antonin Hejna <i>Das „Schlößle“ zu Hummertsried Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1974 Verlag Müller & Gräff</p>	<p>Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag</p>	<p>Band 6 Dieter Planck <i>Aræ Flaviae I Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i> Stuttgart 1975</p>	<p>Band 14 U. Körber-Grohne, M. Kokabi, U. Piening, D. Planck <i>Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim</i> Stuttgart 1983</p>
<p>Band 6 <i>Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege</i> Verlag Ernst Wasmuth Tübingen 1978</p>	<p>Band 3 Barbara Scholkmann <i>Sindelfingen/Obere Vorstadt Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters</i> Stuttgart 1978 Verlag Müller & Gräff</p>	<p>Band 1 Rolf Dehn <i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i> Stuttgart 1972</p>	<p>Band 7 Hermann Friedrich Müller <i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i> Stuttgart 1976</p>	<p>Band 15 Christiane Neuffer-Müller <i>Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)</i> Stuttgart 1983</p>
	<p>Band 4 <i>Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg</i> Stuttgart 1977</p>		<p>Band 8 Jens Lüning Hartwig Zürn <i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg</i> Stuttgart 1977</p>	<p>Band 16 Eberhard Wagner <i>Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)</i> Stuttgart 1983</p>

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmalen und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung

Abteilungsleitung

Verwaltung

Inventarisierung

Öffentlichkeitsarbeit

Technische Dienste

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 83

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung

Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 27 38

Archäologie des Mittelalters
Mörikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76 23 72

Bodendenkmalpflege
(mit Abteilungsleitung)

Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93 29 80

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Bodendenkmalpflege

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege

Adelhauser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 6 60 11

Bodendenkmalpflege

Schloß, Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 29 90